LD 4023
1

Parabeln

von

Dr. Friedrich Adolph Krummacher.

Suus est cuique poemati sonus et quaedam intelligentibus nota vox.

CICERO.

Erstes Bändchen

Neueste verbesserte und vermehrte Auflage

Wien, 1818

In der Fr. Härterschen Buchhandlung.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Das Geschenk des Bramen.

Erste Parabel.

1805.

Sakontala, die liebenswürdigste und geliebteste aller Königinnen, die jemals Indiens Thron zierten, die holde Gattin des edeln Fürsten Wikrama, feierte einstmal den fröhlichen Tag ihrer Geburt. Und die Freude erscholl in den Hütten und Pallästen des ganzen Landes, aber lebendiger und zarter tönete ihr Laut in jeglichem Herzen.

Denn das Antlitz der Königin war schön und sanft, und der Blick ihres

Auges strahlte milde und lieblich, wie die Abendsonne, wenn sie hinter das Gebirge sich neiget, und den Thau und Kühlung hernieder sendet, und die Berg' und Thäler feuchtet von oben her.

Also war auch das Antlitz Sakontala. Darum schauten Indiens Bewohner kindlich zu der unvergleichlichen Fürstin empor mit Liebe und Dank, und brachten köstliche Gaben allerlei Art, die schönsten Gewächse des Landes, und Salben und Gold und Edelsteine; andere aber fleheten Segen von Brama.

Siehe, da trat zu den Feiernden, die sich in den Thoren der Fürstin versammelt hatten, auch ein Brame, der trug in seinen Händen ein Körblein von Binsen geflochten und einfache Moos bedeckte den Rand des Körbleins.

Da sprachen die Diener des Hofes, die in den Hallen standen: Wird sich der Brame dem Glanz des Throns nahn mit seinem Körblein von Binsen geflochten und mit kräuslichem Moose verbrämt?

. . . . . .

Aber der Brame nahete sich freimüthig und stellete das Körblein zu den Füßen Sakontala und sprach: Siehe du freundliche Herrscherinn und Mutter deines Volkes, diese Binsen des Körbleins, und das zarte Moos der Hügel, und diese einfachen Blümchen sind jenem fernen Thale an der äußersten Gränze deines großen Gebiets entsprossen, wo dein Fuß wandelte, als noch der erste Lenz des Lebens dir lächelte.

Also redete der Brame, und das Körblein stand zu den Füßen Sakontala.

Da neigte die Königin ihr Antlitz und schaute auf das Körblein und auf die Blümchen, die es erfülleten. Und sie lächelte hernieder voll Anmuth auf die Blumen des Thales ihrer Jugend. —

Der Brame aber kehrte in das einsame Thal zurück und die Herrlichkeit des Feldes dünkt' ihm schöner. Denn er hatte das lächelnde Antlitz Sakontala gesehn.

Also wagt es der Dichter an den Ufern der Ruhr und des Rheinstroms, der allverehrten und allgeliebten Königin einige einfache Blümchen seines Geistes und Herzens zu weihen.

Denn entsprossen sie nicht dem Thale des treuherzigen Landes, wo Luise einst wandelte, und wo ein biederes Völkchen

ihren Nahmen mit Liebe und Ehrfurcht nennt?

O möcht' auch Luisens Lächeln die kleine Gabe zum Körbchen des Bramen heiligen! —

Der Edelstein.

Zweite Parabel.

1807.

Sakontala, die schönste und liebenswürdigste unter den Königinnen Indiens, feierte den Tag ihrer Geburt mit Thränen und stillem Gebet zu Brama. Denn es hatte ein furchtbarer Krieg das Land verheert, und der Herrscher Indiens, ihr Gemahl, war ferne von ihr im Gewühl der Schlachten. Aber, was ihren Schmerz noch herber machte, viele der Getreuen des Landes waren im Streit gefallen, und andere Diener des Königs, obwohl er sie mit Wohlthaten und Ehre gekrö-

net hatte, waren abtrünnig und in dem Undank und der Feigheit ihres Herzens offenbaret worden zur Zeit der Gefahr. Darum weinete Sakontala im Stillen und der Tag ihrer Geburt war ihr wie ein Tag des Todes.

Da trat der dienenden Frauen Eine herein zu der traurenden Fürstin und sprach: Siehe, der Brame ist da, der dir die Blumen seines Thals überreichet.

Aber Sakontala seufzte und sprach: Wie könnten Blumen mein zerrissenes Herz erfreuen und mir ein Schmuck seyn zu meinen erblaßten Wangen? — Jedoch, — sagte darauf die holde Königin — führet ihn zu mir, damit ich aus seiner Gabe erkenne, daß in meinem Kummer die Liebe treuer Einfalt mir bleibet.

Der alte Bramin kam und verneigte

sein Angesicht und sprach: Siehe du freundliche Herrscherin und Mutter deines Volkes, deine Leiden haben dir nicht die Herzen der Bewohner des Thals entfremdet, wo du einst wandeltest, als noch der erste Lenz des Lebens dir lächelte. Denn der Wechsel des wankelmüthigen Glückes mag die Bande treuer Liebe nicht lösen; wohl schlingt er sie fester. — Doch Blumen bring' ich dir nicht. Sie sind zertreten in unserm Thale, aber sie werden schöner aufblühen, wenn Brama nach dem Sturme den Lenz hernieder sendet. Ich bringe dir das Köstlichste, was unser Thal erzeugte — einen Edelstein so schön als jemals Indien einen sah.

Die unvergleichliche Herrscherin blickte schweigend und voll Verwunderung den Bramen an.

Er aber redete ferner und sprach:

Blumen weihete ich dir, als noch auf deinem schönen Antlitz der jugendliche Glanz ungetrübter Freuden blühete. Aber Brama hat die Leiden gesendet; ich sehe deine Wange umhaucht von der Blässe des stillen Kummers; ich wußte, daß du mit Thränen den Tag deiner Geburt begrüßen würdest. — Schönen Seelen sind sie ein Thau des Himmels, der ihre Blüthe vollendet. — So heiliget Brama seine Lieblinge! Siehe, darum bring' ich dir nun das Edelste, was die Natur erzeugt.

So sprach der Brame und setzte mit freundlicher Ehrfurcht ein Kästchen von Ebenholz zu den Füßen Sakontala. Herrlicher strahlte das edle Gestein in der dunkeln Umfassung. —

Da neigte die Königin ihr Antlitz und schauete auf das Kästchen und den edeln

Stein, der es mit seinen Strahlen erfüllete. Und eine helle Thräne sank von ihren Wangen hernieder.

Der Bramin aber kehrte in das einsame Thal zurück, und wandelte still und voll Wehmuth. Denn er hatte die Thränen Sakontala's gesehn.

Das Grab.

Dritte Parabel.

1814.

Still und voll Wehmuth wandelte der Brame in seinem einsamen Thale und gedachte der geprüften duldenden Fürstin, siehe, da erhob sich von neuem ein furchtbarer Krieg. Der gewaltige Verderber brach auf von Abend her mit seiner wilden Heerschaar, das Land gegen Morgen zu verwüsten. Und was er mit Schmach und Hohn begann, gelang ihm, aber die Menschheit erseufzte.

Da flehete der Greis Tag und Nacht

zu Brama für Wikrama den Gerechten und für Sakontala, die holdselige Fürstin. Aber sein Gebet ward nicht erhört, und das Getümmel des Krieges wälzte sich wie ein Strom bis an das Thal des Braminen, und das Land erlag unter der Geißel des Drängers.

Da floh der Brame traurend in das wilde Gebirg' und wohnte zwischen den Felsen und verschmähete, ein menschlich Antlitz zu schauen. Denn seine Seele war voll Gram und wünschte zu sterben.

Aber sein Wunsch ward nicht erfüllt und er wohnete einsam zwischen den Felsen mehrere Jahre lang. Plötzlich erscholl ringsumher aus der Ferne ein freudiges Getön von Siegesjubel und Friedensgesängen mit Cymbeln und Drommeten.

Da neigete sich der Greis mit seinem

Angesicht zur Erde und betete an, stand auf und salbte sein Haupt und sprach: Ehe denn ich sterbe, muß ich den Sieg der Gerechten und das Antlitz der Königin schauen!

Darauf füllte der Brame von neuem sein Körbchen mit den schönsten Frühlingsblumen des Thals und bedeckt' es mit den jungen Sprößlingen des Oel- und Palmbaums und dem duftenden Laube der zarten Mirte. Nun wandte er eilends sein Angesicht zur Königsstadt, und wandelte schweigend zwischen den jauchzenden Schaaren des Volkes.

Als er nun in die Thore des Pallastes trat, da erheiterte sich das Angesicht des Greises, und er that seinen Mund auf und sprach zu den Dienern des Königs: Geleitet mich zu der Königin, daß ich mein

Opfer ihr bringe. Ich habe seit sieben Jahren die Welt nicht gesehen.

Da er diese Worte geredet, sahen die Diener ihn an, und sie verstummten und weinten. Der Brame aber sprach: Was weinet ihr, und wie ist euer Angesicht verwandelt?

Da antworteten die Diener und sprachen: Bist du denn ein Fremdling auf Erden, daß du allein nicht weißt was geschehen ist? — Und sie führten ihn zu dem Grabe der Fürstin. Siehe, sprachen sie, ihr Herz ist gebrochen! — Und sie vermochten nicht mehr zu reden und weineten.

Da verklärte sich das Angesicht des Greises, und sein Auge glänzte wie eines Jünglings, und er erhob sein Haupt

und sah auf gen Himmel und sprach: Seh' ich nicht Brama's Thron und den Glanz des ewigen Lichtmeers, das ihn umschwebet! Und Sakontala ruhet vor ihm auf des Morgenroths duftigem Gewölk und blicket hernieder — — Des versöhnten Vaterlandes reinstes Opfer strahlet sie nun als Priesterin des himmlischen Friedens — — Verklärte, sieh, auch jetzt noch weih' ich dir die irdischen Blumen. —

Darauf schwieg der Greis und neigte sein Angesicht über das Grab und die Blumen. Da erhob sich ein lindes Säuseln; und Brama lösete seine Seele.

Vorbericht.

Es gereicht dem Verfasser dieser Parabeln zur besondern Freude, daß er diese seine geliebten Dichtungen, wieder in einer neuen Ausgabe dem geneigten Leser überreichen darf. Nun wird es auch,

auch, um ihnen eine freundliche Aufnahme, die sie schon gefunden haben, zu verschaffen, keines so weitläuftigen Vorberichts, wie zuvor, bedürfen. Indeß kann ich sie doch nicht ganz ohne Vorwort entlassen, und der frühere Vorbericht verdient, als ein alter Bekannter, auch seine Beachtung.

Es ist hier nicht der Ort, eine Theorie der Parabel aufzustellen; der Leser bedarf solcher nicht, um diese zu verstehen. Und der Beurtheiler macht sie sich nach seiner Weise.

Das Wort Parabel ist griechischen Ursprungs und bezeichnet in dieser Sprache etwa soviel als Gleichniß, allein die Dichtungsart selbst ist doch auf einem heiligern Boden erwachsen, auch erschöpft der deutsche Ausdruck nicht ihr ganzes Wesen. Eigentlich stammt die Parabel aus dem hebräi-

schen Alterthum und ist ein Gewächs des heiligen Landes und Volkes, dessen Geschichte selbst oftmals zur Parabel sich gestaltet. Die Griechen haben nur, jedoch auch nicht ausschließlich und wahrscheinlich ebenfalls als ein ursprünglich morgenländisches Gewächs, Apologen oder die sogenannte äsopische Fabel. Beide Dichtungsarten sind sich darin ähnlich, daß sie die Wahrheit zu versinnlichen suchen, sonst aber wesentlich verschieden.

Der Zweck der äsopischen Fabel ist: eine anerkannte Wahrheit oder Maxime in ihrer innern Nothwendigkeit, gleichsam wie und als ein Naturgesetz, darzustellen. Diese innere Nothwendigkeit entspringt aus dem durch die Natur selbst festbestimmten und begränzten Charakter der in der äsopischen Fabel handelnden Wesen;

weshalb auch Thiere und Pflanzen viel schicklicher darin auftreten als der freie Mensch, dahingegen in der Parabel die vernunftlosen Geschöpfe nur als untergeordnete symbolische Wesen erscheinen dürfen. Diejenigen äsopischen Fabeln, wo Menschen frei handeln, z. B. die, wo ein sterbender Vater seine Söhne, um sie zur Arbeit zu ermuntern, einen im Weinberge vergrabenen Schatz vermuthen läßt, gehören zu der Gattung der Parabeln.

Obwohl der heitere und fruchtbare Boden des griechischen Alterthums fast alle Blüthen der Poesie erzeugt hat, so gehört doch die Parabel, vor allem in ihrem höheren Sinn und Umfang, eigentlich der hebräischen Nation an. Die Tendenz und Bildung des israelitischen Alterthums war nicht, wie bei den Griechen Harmonie des Geistes

und der Sinnlichkeit und Verschmelzung des ganzen Menschen zu einer schönen Form — sondern Unterwerfung des äußern Menschen unter den Gehorsam des innern, der Sinnlichkeit unter die Herrschaft des Geistes. Das Fleisch ist wenig nütze, im Geiste wohnt das Leben; der Mensch gehört einer unsichtbaren Welt an und das Uebersinnliche ist der einzig würdige Gegenstand seiner Phanthasie und seines Dichtens. — So dachte der Israelit. —

Die hebräische Parabel kann sich also zu einem weit höheren Standpunkt erheben, als die Apologen der Griechen. Sie führt alsdann dem Menschen, als Mitgliede eines höheren unsichtbaren Reichs, die Natur vor als ein Bild und Symbol, welches ihm nicht deßhalb vorgehalten wird,

damit er allgemeine Wahrheiten und Erfahrungs= oder Klugheitslehren daraus lerne und erkenne, sondern damit er eine höhere, übersinnliche Lichtwelt und ihre göttliche und ewige Ordnung darin erschaue. So verwies Er, der Meister, die blühenden Lilien, und die Kinder, die sich zu ihm drängten und gab dem Brod' und Wein eine himmlische Bedeutung. Alles, was er mit seiner Hand und mit seinem Worte berührte, wurde verklärt.

Die Parabel also dienet dem dichtenden Lehrer nicht blos als Mittel, einzelne Wahrheiten zu lehren und zu versinnlichen, sondern vor allem auch dazu, um den Jünger auf den höheren Standpunkt des Lehrers und zur Anschauung des Uebersinnlichen zu erheben, und das symbolisch vorzutragen, was erst späterhin intellectuel oder moralisch

gefaßt werden soll. Aus diesem Gesichtspunkt müssen, so scheint es dem Verfasser, viele Parabeln Jesu betrachtet und gedeutet werden. *) Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese höhere Tendenz und Gattung der parabolischen Dichtung die niedere nicht ausschließe, wo sie blos lehrend erscheint und eine allgemeine Wahrheit versinnlicht, in welchem Fall sie sich der Fabel, der poetischen Erzählung und dem Beispiel nähert.

Die Parabeln und Gleichnisse, die dieses Büchlein enthält, sind übrigens größtentheils nicht eigentlich erfunden,

---

*) Eine nähere Entwickelung dieser Ansicht hat der Verfasser in seiner, bald in einer neuen Auflage zu erwartenden Schrift: Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte ꝛc. dargelegt.

sondern vielmehr ungesucht gefunden, oder von selbst entstanden. Es sind Blüthen und Früchte schöner und heiliger Stunden, oftmals durch wirkliche Begebenheiten und Ereignisse, die des Verfassers Gemüth in Bewegung setzten, hervorgebracht und veranlaßt. Ein Blick auf einen blühenden Rosenstrauch — oder in das Morgen- und Abendroth — auf das häusliche Leben oder in das eigene Herz, irgend eine kleine Freude, der stille Nachgenuß eines in traulicher Freundschaft verlebten Stündchens, ein Spiel mit einem Kinde, oder sonst eine ernste oder freudige Empfindung und Erfahrung — erzeugten diese Blüthen, oder wenn man will, diese Spiele des inwendigen Menschen.

Ich selbst betrachte sie als freundliche Gaben des Himmels, die mir

ohne mein Zuthun verliehen sind, und so dienen sie mir selbst oft, wie ein göttliches Wort, zur Erbauung. Ueberhaupt, alle gute und vollkommne Gaben, worin sich Wahrheit, Güte und Schönheit vereinigen, kommen von oben herab; und der Mensch, der zur Austheilung derselben ersehen ward, hat sich dessen nicht als Schöpfer, sondern nur als Haushalter zu rühmen. Und solches wird er nicht, da er wohl weiß, daß das Göttliche, indem es durch seine Hand geht, nur verliert. — So theile ich denn meinen Freunden diese Parabeln mit als himmlische Gaben mit menschlichen Mängeln — und als Blüthen und Früchte heiliger Stunden, die, reiner und besser als er selbst, dem empfangenden und gebenden Dichter vorüberschwebten.

Sie werden untereinander verschie-

den seyn wie Ton und Farbe, je nachdem die Stimmung es war, in welcher sie empfangen und gebohren wurden. Jede einzelne ist auch als ein für sich bestehendes Ganze zu betrachten. Einige sind in griechischer, andere in hebräischer, andere in der Weise jetziger Zeit, und nach diesem Verhältniß mußten auch Form und Ton sich verschiedentlich gestalten.

Was ich in den frühern Vorberichten, gleichsam zur Entschuldigung, von den biblischen Personen und von den Engeln und Kindlein sagte, will ich nicht wiederholen. Es könnte dem feinsinnigen Leser beleidigend dünken, und wir Deutsche — Gottlob! daß wir dieses Wort wieder mit Freude schreiben können! — sind, so glaub' ich, dem Reiche Gottes näher gekommen. Ich denke, der Klügelei wird weniger

werden und der einfache Glaube und die Hochachtung des Heiligen in jeder Gestalt immer mehr Wurzel und Boden unter uns gewinnen. Wir Deutsche sind nicht bestimmt, unsere Bildung von den Nachbarn zu empfangen, sondern sie aus uns selbst und aus dem Alterthum zu schöpfen und andern sie mitzutheilen. Jenes bietet uns das Schöne samt dem Heiligen, und beides soll das Christenthum in uns vereinen und vollenden. Das scheinet mir die Bestimmung unsers Volks. Möchten auch diese Parabeln dazu mitwirken!

Bernburg im May 1814.

Der Verfasser.

Inhalt.

Zueignungsparabeln.	Seite
1. Das Geschenk des Bramen	v
2. Der Edelstein	x
3. Das Grab	xv
Vorrede.	xx
Parabeln.	
1. Nathan	1
2. Sokrates und Kritias . .	7
3. Der Mann auf Carmel . .	10
4. Die Schäfchen . . .	15
5. Der blühende Weinstock . .	19
6. Die Moosrose . . .	23
7. Der Rhein . . .	25
8. Der Bach	29
9. Salome	32
10. Das Kornfeld	34
11. Das Krokodill	39

Seite

12.	Das erste und letzte Lächeln. .	45
13.	Die Katze	52
14.	Die Schutzwehr . . .	55
15.	Der Hollunderstab . . .	57
16.	Das bittere Blümchen . .	60
17.	Samuel und Eli . . .	62
18.	Der Blinde	66
19.	Die Rose	68
20.	Die Freundschaft . . .	70
21.	Tod und Schlaf . .	74
22.	Die Rosenknospe . . .	77
23.	Das Storchennest . . .	84
24.	Die Eichel	86
25.	Die Pfirsiche . . .	95
26.	Das Nelkenbeet . . .	99
27.	Die Bienen und der Schmetterling	102
28.	Der Hirt von Thekoa . .	106
29.	Die Nachtigall . . .	110
30.	Polykarpus. Das Reich der Wahrheit	117
31.	Die Nachahmer . . .	121
32.	Aesopus.	123
33.	Der Apfel . . .	129
34.	Der Edelstein . . .	132

Seite

35. Der Tulpenbaum . . . 135
36. Hanna und Sulamith . . 139
37. Das heimathliche Licht . . 144
38. Lazarus 149
39. David und Saul . . . 152
40. Der Morgentraum . . 155
41. Der Kuckuck 158
42. Die Lieblingsblumen . . 163
43. Das Rothkehlchen . . 171
44. Der trübsinnige Sohn . . 173
45. Diogenes 178
46. Die beiden Tonnen . . . 183
47. Der Bienenstand . . . 186
48. Das Goldstück . . . 191
49. Die Blumenlese . . . 194
50. Das Canarienvögelchen . . 203
51. Der Wein 206
52. Abrahams Tod . . . 214
53. Die Spinne 216
54. Das Naturvölkchen . . 221
55. Salomo 233
56. Duschmanta 236
57. Die beiden Wege . . . 242

		Seite
58.	Die kleine Wohlthäterin . .	247
59.	Johannes und Petrus . .	249
60.	Der Hirt des Volks . .	251
61.	Salomo und Nathan . .	255
62.	Der Mann und das Weib .	259
63.	Assaph	265
64.	Eliab	268
65.	Die Schaafschur . . .	274
66.	Die Morgenröthe. . . .	276
67.	Patmos	281

1.

Nathan.

Nathan, ein Prophet und weiser Lehrer zu Salem, saß unter seinen Jüngern und die Worte der Lehre und der Weisheit flossen wie Honig von seinen Lippen.

Da sprach einer seiner Jünger, Gamaliel: Meister, wie kommt es, daß wir so gern deine Lehren empfangen, und alle horchen der Rede deines Mundes?

Da lächelte der bescheidene Lehrer und sprach: Heißet mein Name nicht Geben*)? der Mensch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!

Wie giebst du denn? fragte Hillel, ein anderer von denen, die zu seinen Füssen saßen.

Und Nathan antwortete: Ich reiche euch den goldenen Apfel in silberner Schaale. Die Schaale empfanget ihr, — aber ihr findet den Apfel.

Ein andermal fragte Gamaliel den weisen Nathan und sprach: Meister, warum lehrest du uns in Gleichnissen?

Nathan antwortete und sprach: Siehe mein Sohn, als ich ein Mann ward, vernahm ich das Wort des Herrn in

*) Dies bezeichnet nemlich das Wort Nathan.

meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volks würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist Gottes kam über mich. Da ließ ich meinen Bart wachsen, und kleidete mich in grob hären Tuch, und gieng hinaus unter das Volk und strafte sie mit harten gewaltigen Worten. — Aber die Menschen flohen vor mir, und nahmen meine Worte nicht zu Herzen, oder sie deuteten sie auf Andere.

Da ergrimmte ich in meinem Geist, und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: Wollen sie das Licht nicht, so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln, und in der Finsterniß verderben! — So rief ich und wandelte zürnend in der finstern Nacht.

Siehe! da kam die Dämmerung, und die Morgenröthe stieg am Himmel em-

vor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht, und Hermon duftete. Denn der Schimmer des Morgenroths war sanft und lieblich, und die Nebelwolken schwebten um die Gipfel der Berge und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wandelten fröhlich und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenroths und bestrahlte die bethaueten Pflanzen.

Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind, und ich vernahm im Gesäusel die Stimme des Herrn, die redete zu mir und sprach: Sieh Nathan, so sendet der Himmel dem Sohn der Erde seine köstlich-

ste und zarteste Gabe, das süße Tageslicht! —

Als ich nun vom Gebirg herniederstieg — fuhr der Prophet fort — da führte mich der Geist des Herrn unter einen Granatbaum. Der Baum aber war schön und schattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte.

Und ich stand in seinem Schatten und schauete seine Blüthe an und sprach: O wie ist sie so schön und röthlich, gleich dem zarten Hauch der Unschuld auf den blühenden Wangen der Töchter Israels! —

Und als ich mich näher hinzu neigete, fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.

Da geschah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaum und sprach:

Siehe, Nathan, so verheißet die Natur in der einfachen Blüthe die köstliche Frucht und reicht sie, ihre Hand verbergend, im Schatten des Laubes!

Und nun — fuhr der weise Nathan fort — kehrt' ich frohes Muthes nach Salem zurück; ich that mein rauhes Gewand von mir, salbete mein Haupt und lehrete die Wahrheit in fröhlicher Weise und in Gleichnissen.

Denn die Wahrheit ist ernst und hat wenig Freunde. Darum liebet sie das einfache und fröhliche Gewand, auf daß sie Freunde und Jünger gewinne.

2.

Sokrates und Kritias.

Sokrates, der weise Sohn des Sophroniskus, redete eines Tages im Kreise seiner Schüler von der allwaltenden Vorsicht der Gottheit, wie sie alles sehe und alles höre, und überall zugegen sey, und für alles sorge, und wie man dieses immer mehr empfinde und erkenne, je mehr man sie verehre *)

Dabei bediente sich der weise Lehrer in der Rührung seines Herzens eines Bildes aus den Gesängen des unvergleichlichen Homer, und verglich die göttliche Vorsicht einer Mutter, die

*) Eigene Worte des weisen Griechen nach Xenoph. Denkw. 1. 4. 18.

von ihrem Knäblein, das im süßen Schlummer ruht, leise und ungesehen die Fliegen abwehrt. —

Unter seinen Schülern aber war auch Kritias, der Verräther, der ihn zum Tode verdammte.

Dieser lachte des Gleichnisses; denn es deucht' ihm unedel und gemein. Darum lachte er und spottete in seinem Herzen.

Sokrates aber merkte es und durchschauete ihn. Deshalb wandte er sich zu ihm und sprach: Ahndest du denn nicht, mein lieber Kritias, wie nahe das Menschliche in seiner einfachen Gestalt dem Göttlichen verwandt ist?

So sprach er. Da entfernte sich Kritias mit zürnendem Herzen. Sokrates aber fuhr fort, die andern zu unterweisen.

Als Sokrates nachher durch Kritias Bosheit zum Tode verdammt worden war, und den Giftbecher trinken sollte, da gedachte der Tyrann von neuem der Worte und des Gleichnisses des weisen Mannes.

Und er trat zu ihm und sagte höhnend: nun, Sokrates, werden auch jetzt die Götter dir die Fliegen abwehren?

Sokrates aber lächelte und sprach: Die Gottheit, Kritias, führet mich jetzt nach wohlvollbrachtem Tagewerk zum süßen Schlummer.

Wie sollte ich denn die Fliegen fürchten?

3.

Der Mann auf Carmel.

In einem Dörflein am Berge Carmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darniederlag, und heilete ihn von seinem Uebel; oder er tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseeliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die verborgenen Kräfte heilsamer Kräuter und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deshalb liebten ihn alle Menschen und baten ihn, einzukehren in ih-

re Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher.

Aber siehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten und viele starben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker darniederlag, sendete man zu ihm, daß er heilen möchte und trösten, bei Tag und bei Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war, als die Kraft der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben.

Denn die Wiederkehr des Mißlingens erzeuget in dem Herzen des emporstrebenden Mannes leichtlich den Mißmuth. —

Da führte ihn sein Geist hinaus auf das Gebirge Carmel, und er zweifelte in sich selber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung.

So ging er hinaus und sprach in seinem Herzen: die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin. Sie soll auch jetzt mich unterweisen! — —

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob, denn Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Da sprach er: Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft nur sich selber, und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch

mehr thun, als, unbekümmert um Andre, sich in sich selber vollenden? — Ich will auf Carmel bleiben und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziel, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke. —

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. — Er aber schauete ihn an, und sprach: Nein, du lehrest mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Pallästen will ich eilen, um da von meiner Weisheit die süße Frucht der Lust und Freude zu ärndten! So wie über dem herrlichen Blumenkelch der Schmetterling, so soll über meiner Kunst mein Leben sich ausbreiten!

So sprach er und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Zu schwer beladen mit dem zarten Blüthenstaub, hatte sie mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. —

Er sah es und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens — und der Purpur der Schaamröthe erfüllte seine Wangen. Heiliger Geist der Natur, rief er, verzeihe meinem Unmuth und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre, ein treuer Zögling, zu dir und meinem heiligen Berufe zurück!

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und kehrte mit heiterm Antlitz in das Dörflein und in die Hütten der Leidenden.

4.

Die Schäfchen.

Es war ein stiller heiterer Sommerabend. Die Mutter saß im Schlafkämmerlein neben der Wiege des holden Säuglings und sang ihn in den Schlummer.

Da kam die kleine Adelheide mit strahlenden Augen aus dem Garten in die Kammer. O, liebe Mutter, rief sie, komm, draußen ist viel Schönes zu sehen! —

Nun, was ist es denn? fragte die Mutter. — O etwas sehr Schönes! erwiederte die Kleine, aber du mußt kommen und sehen! —

Das möchte ich wohl gerne, ant-

wortete freundlich die Mutter, aber siehe! das Brüderchen muß schlafen. — Da versetzte das Mägdlein bittend: Liebe Mutter, nimm du Brüderchen mit hinaus. Dann sieht er es auch, und freuet sich mit uns.

Da dachte die Mutter in ihrem Herzen: wie ist es dem kindlichen einfachen Sinne so eigen, jede Freude zu theilen, und sie dadurch sich zu verdoppeln und zu erhöhen! Fürwahr, die Einfalt verstehet die Kunst sich zu freuen besser, als die selbstsüchtige grübelnde Klugheit: — wie könnt' ich länger mich weigern? —

Die Mutter stand auf und blickte in die Wiege. Das Knäblein schlummerte ruhig und fest. Da ging sie an der Hand des hüpfenden Mädchens und

sprach:

sprach: nun soll es mich wundern, was du denn Schönes hast!

Als sie nun hinaus in den Garten kamen, da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: Nun sieh einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Heerde! wie schön und wie lieb!

Es waren aber zarte Wolkenflöckchen, gestaltet wie Lämmer, die auf der Weide gehen, weiß und kräuslich gebildet, und sie glänzten im Strahl des schönen vollen Mondes.

Und die Mutter des Kindes erhob ihr Antlitz und betrachtete die Wölkchen mit wehmüthiger Freude. Denn sie gedachte eines zweiten Zuges der kindlichen Einfalt, die den hohen Glanz himmlischer Wesen in ihren kleinen Kreis hernieder ziehet, und sie mit irrdischer Schönheit und Wohlgestalt

bekleidet. So sah die kleine Adelheide in den Wölkchen des Himmels die Schäfchen der Erde.

O, wohl dir, du zarte kindliche Unschuld! sagte die Mutter, und drückte das Mägdlein an ihren Busen.

5.

Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannichfaltiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Ton seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war

voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Weisheit und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt' er sich verständiger denn sieben Weise, und gebehrdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geistes war und von schöner Gestalt. Deshalb sagte Samuel: „Der Geist Gottes hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen. Aber er verdirbt es selber.“

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge, in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme

und sprach: Adoniah, was siehest du? Und Adoniah sprach: Ich sehe einen Weinberg und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks, der sich in die Ferne verbreitet!

Da sprach Samuel: Tritt hinzu und beschaue die Blüthe des Weinstocks.

Und der Jüngling trat hinzu, beschauete und sprach: Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe und demüthig von Gestalt. —

Da antwortete Samuel und sprach: Und dennoch bringet es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend! —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuels zu Herzen, und ging von nun an einher voll stillen und sanftmüthigen Geistes.

Da liebten die Menschen Adoniah und sprachen: „Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen!"

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann wie der Hirt von Thekoah und wie Jesajah, der Sohn Amoz, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

6.

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!

So schmücke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumen-

engel schmückte die schönste der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmuck, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts. —

Schöne Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

7.

Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meers ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: Es geziemt sich, daß sich zu dem Großen das Gute, und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, den du dem Himmel entnimmst, in die Ferne trage!

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirg hinab. Spielend stürzt' er sich in den Bodensee; aber der See fesselt' ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander; ungeschwächt und in eigenthümlicher Gestalt kam der Strom empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge gebohren.

Er war Jüngling und erkohr sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkieset das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür begrenzten auch Rebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen. Denn das Göttliche zeucht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward nun sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt, und Felsen zerrissen. —

Sein Strom glich nun einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn;

sein Rücken trug Schiffe und Flösse. — So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit andern Namen benennt. Den Namen Rhein nennet man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet.

So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde.

8.

Der Bach.

Ein Landmann saß eines Tages an einem Bach, der neben seiner Wiese dahinfloß, und betrachtete seine weidenden Rinder und Kälber. Aber es war ihm nicht fröhlich dabey zu Muthe. Denn er sah, daß das Gras kärglich wuchs, und nicht hinreichte, sein weidendes Vieh den halben Sommer zu ernähren.

Da trat sein Nachbar zu ihm und ward sein finsteres Aussehen gewahr, und forschte nach der Ursache seines heimlichen Grämens. Und nun begann jener von seinen Besorgnissen und dem geringen Ertrag der Wiese zu reden.

Aber der Nachbar erwiederte: Mache es, wie ich mit meiner Wiese gethan habe. Sie liegt an dem nämlichen Bach, und war ehemals karg und unfruchtbar. Da leitete ich den Bach hinein, und das Gras wuchs fett und hoch bis an die Bäuche der Rinder. —

Der Landmann freute sich des klugen Raths, und gieng hinaus und begab sich an die Arbeit, und nahm Gesellen, und sie durchstachen den Bach.

Aber siehe! der Bach erfüllte die Wiese also, daß sie gleich einem See ward, und überschwemmte sie mit Sand und Kies. Da raufte der unglückliche Landmann sein Haar, und lief zu seinem Nachbar und zürnte sehr über seinen Rath.

Aber dieser sagte: Lieber, warum zürnest du mit mir über den Rath, den ich aus wohlwollendem Herzen dir er-

theilt habe? Hadere vielmehr mit dir selber und mit deinem eigenen ungeduldigen Herzen. In kleinen Kanälen hättest du den fetten Bach durch deine Wiesen leiten, nicht aber mit der Gewalt seines Wassers sie überströmen sollen. Denn alsdann führt er seine Fettigkeit und des Wiesengrundes Erdreich mit sich fort, und läßet nur seinen Kies und Sand zurück. —

Also verhält es sich auch mit dem Reich der Wahrheit.

9.

Salome.

Salome, die Mutter des zärtlichen Johannes, stand eines Abends am See Genesareth in stiller Betrachtung. Die Sonne war untergegangen, und der Purpur der Abendröthe strahlte an der Veste des Himmels, und ein bläulicher Duft ruhete auf den Gebirgen. Salome aber blickte vor sich nieder auf die Fläche des Meeres.

Da trat Zibdai, der Vater, hinaus und sah Salome, sein Weib, und sprach: Warum stehest du so einsam und sinnend, Salome, und Thränen erfüllen deine Augen? —

Da antwortete Salome: Ich beschaue den Glanz des Abendroths in dem stillen Gewässer!

Warum blickest du denn nicht lieber zum Himmel empor? fragte Zibdai.

Darauf antwortete Salome und sprach: Ich habe vorher das herrliche Licht des Himmels betrachtet. Jetzt aber erscheint es mir schöner in der stillen Fluth des hellen Sees. Siehe, wie fleußt er so ruhig dahin, und weiß nicht, daß des Himmels Glanz und Herrlichkeit in ihm sich spiegelt. Dabei gedacht' ich unseres geliebten Sohnes mit mütterlichem Herzen.

O es ist doch nichts schöner, als wenn des Himmels Glanz die reine Einfalt und Unschuld umleuchtet, während sie ihres Weges wandelt still und in Demuth. Ist nicht Johannes unser zärtliches Kind, wie zuvor, und zugleich der Vertraute des göttlichen Mannes von Nazareth? —

10.

Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, und der Landmann war schon hinausgegangen zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheuer und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle. Denn er war reich; aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irdischer Sorgen.

Da nahete sich ihm der weise Lehrer der Gemeine, und sagte: Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das

Brod hervor. Die Aehren sind schwer, und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!

Wohl wahr! erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wiedergeben.

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Samens ein wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfieng so viel, und bringet oft so wenig. —

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte sich beschämt. Denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage und

nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Schaam und sprach zu dem Pfarrherrn: Wohl sollte jedermann thätig seyn, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit er auch einst Andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiß seines Angesichts arbeiten, daß er sich selber das nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur Ein Halm zu seyn.

Aber der Pfarrherr sagte darauf: Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich die Aehre an die Aehre, auf daß viele versorgt werden. Aber die Zeit der Aussaat

ist kurz, und das Korn wächset ohne menschliches Zuthun von selber und bringet den Halm und die Aehre, und die Tage der Aernte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühn, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporschwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas anders giebt als den Staub der Furche, und die Aehre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen auch des Schönen und Guten gedenke, und

auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe. —

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede und er vernahm sie mit finsterer Stirn, und gieng von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

11.

Das Krokodil.

In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menschen aus ihren alten Wohnsitzen und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchströmt. Sie freuten sich des herrlichen Stromes und seines lieblichen Gewässers und bauten sich Wohnungen an seinen Gestaden. Aber bald stieg aus seinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menschen und Thiere mit furchtbarem Gebiß. Da fleheten die Menschen mit lauter Stimme zu ihrem Gott Osiris, und baten ihn, sie von dem Unge-

heuer zu befreien. Aber Osiris antwortete durch den Mund der weisen Priester und sprach: Ist es nicht genug, daß die Gottheit euch Kraft und Verstand verlieh? Wer sie um Hülfe anruft, wo er selbst helfen kann, flehet vergebens!

Nun ergriffen sie Schwerdter und Stangen, und bestürmten das Ungeheuer in seiner Schilfwohnung; sie errichteten Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die sie vorher sich nicht zugetraut hatten. Und so wurden sie der innern verborgenen Kraft sich bewußt, welche in spätern Zeiten die gewaltigen Piramiden und Spitzsäulen gründete, und sie erfanden manche Kunst und manches

Geräthe, die sie noch nicht gekannt hatten.

Denn der Kampf mit dem Mächtigen weckt und veredelt die schlummernden Kräfte des Menschen.

Aber noch fehlt es den Nilanwohnern an Werkzeugen, um das bepanzerte Ungeheuer in seinen Fluthen völlig zu besiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und hiemit begnügten sie sich. —

Allmählig aber verließ sie der Eifer des Widerstandes. Das Unthier ward größer und vermehrte sich. Furchtbarer ward auch sein Grimm. Da beschloß das thörichte und erschlaffende Volk, das Krokodil als Gottheit zu verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Unthier

ward mächtiger als je, aber das Volk versank in Unthätigkeit und Stumpfsinn.

Denn Frohn und Sclavensinn erzeugt Schmach und Feigheit. —

Endlich bricht der überspannte Bogen, und den Tyrannen erreicht die Rache. Osiris nahm sich der Verlassenen an, und forderte durch den Mund des weisen Priesters zu neuem Kampfe sie auf. Der Streit begann, und der Strom ward roth von dem Blut der Erschlagenen. Schon begannen die Kämpfer zu ermüden, da flehete der Priester und das bedrängte Volk Osiris um Hülfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. — Ein kleines Thier, Tezerdah *) genannt, stand am Ufer des Nilstroms. Seht, rief

*) Gewöhnlich Ichneumon, oder Pharaonsmaus.

der Priester, hier sendet Osiris euch Hülfe. — Wie! spottest du unser? rief ihm die Schaar des Volkes entgegen.

Da antwortete der Priester und sprach: Harret des Ausgangs und vertraut der höheren Macht. In ihrer Hand vermag das kleinste Mittel die größte Noth zu enden! —

Die Zahl der schrecklichen Nilungeheuer nahm bald sichtbarlich ab. Das Volk sah mit Bewunderung dem kleinen Thiere zu. In stiller Thätigkeit spürte es den Eiern und der Brut des Krokodils nach. Also zerstört' es in einem Augenblick die Keime von hundert furchtbaren Niltyrannen und

befreite das Land von seiner Plage, was so viele Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

Seht! sagte darauf der weise Priester, wollet ihr ein Uebel vernichten, so greift es im Keim und in der Wurzel an. Dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was späterhin ein Heer nicht vermag. —

12.

Das erste und letzte Lächeln.

Eva, die Mutter der Lebenden, gebahr mit Schmerzen ihren zweiten Sohn. Aehnlich den stummen Thieren des Feldes und ohne Zeichen menschlicher Empfindung lag der Neugebohrne an ihrer Brust, und die Stimme des Weinens und seine saugenden Lippen waren die einzigen Merkmale seines schwachen Lebens.

Ach! sagte seufzend die Mutter zu dem Vater des Knaben, wohl muß ich nicht bloß mit Schmerzen Kinder gebähren, auch mit Schmerzen muß ich sie säugen und auferziehen. Wird mir doch in den dunkeln Nächten, die

ich für ihn durchwache, kein Strahl der Freude! Cain's Blick ist düster und trübe, und er wandelt vor uns wie die Gestalt der Sünde, die wir gethan haben. Und auch aus diesem tönet nur die Stimme des Jammers oder er ruhet ohne menschliche Weise, und seine Seele ist wie ein unentfaltetes Blatt, das im Keime verwelket. Wie glücklich sind die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels vor dem Menschen! Hüpfet nicht das Lamm um seine Mutter, und das junge Küchlein birgt sich unter die Flügel der Henne? Ach, die Thiere des Feldes zeihen uns unserer Sünden, wenn wir sie anschauen!

So sprach sie und nannte den Knaben Abel, das heißt der Traurende; und sie weinete über ihm eines Monden lang. — Adam aber sprach:

Weine nicht, Mutter. Der Herr wird es wohl machen und unser sich erbarmen!

Da erbarmte sich Jehovah der weinenden Mutter, und der Engel des Paradieses nahete unsichtbar, und berührte die Lippen des Kindes auf dem Schooß der traurenden Mutter.

Siehe, da eröffnete das Knäblein die zarten Lippen, und es ward ein Grübchen in seiner Wange, und der Glanz des ersten Lächelns schwebte auf seinem Angesicht, und seine Augen schauten die Mutter an.

Da erhob sich die Mutter mit Freudenthränen, und rief dem Vater des Knaben und reichte ihm das Kind, und das Kindlein lächelte auch zu dem Vater hin, das zweitemal. —

Der Vater aber erhub seine Stimme und sprach: Der Herr sey gelobet! Er hat unser Trauren in Freude verwandelt! Er hat unser Kindlein erhöht über die Thiere des Feldes, die das Haupt zur Erde neigen, und ihr Angesicht ist ohne Gestalt und Wandel! Aber das Antliz des Kindes ist worden wie der Blick der Boten des Herrn, und wie Evens Antliz, wenn Freude und Dank ihr Herz erfüllt. Wohl uns, unsere Augen haben das Zeichen des Herrn gesehen. Jehovens Hauch ist in Abel. Schwebt er nicht über dem Antliz des Kindleins, wie wenn im Lenz sein Odem die Gestalt der Erde erneuet. Heilig sey uns der Tag, an dem uns der Herr es kund gethan hat, und sein Nahme sey ewig gepriesen! Also sagte Adam und herzte das Kindlein.

Aber Eva pflegte des Kindes und sprach: Ich habe das Zeichen Gottes an ihm gesehen, darum will ich sein pflegen mit Sorgfalt!

Und der Knabe nahm zu an Weisheit und Anmuth, und Adam gab ihm eine Heerde, daß er sie weidete, und die Heerde ward schön und groß, und die Lämmer liebten den Jüngling; denn Abel war freundlich und fromm.

Cain aber zürnte in seinem Herzen und es erhub sich in ihm der Neid und die Bosheit, daß Jehovah mit Abel war. Denn Cains Herz war böse von Jugend auf, und der Herr war nicht mit ihm. —

Und am Tage seiner Geburt brachte Abel dem Herrn ein Opfer, und weihete ihm von den Erstlingen seiner Heerde, und sein Herz war voll Freude und Dankes. Aber Cain ergrimm-

te über seinen Bruder, und seine Gebehrde verstellte sich und er schlug seinen Bruder Abel auf das Haupt, daß er zur Erde sank. Und Cain hohnlachte über dem Gefallenen und verließ ihn in seinem Blute.

Da kamen der Vater und die Mutter des Jünglings und fanden den Erschlagenen, und Eva neigte sich über ihn und weinete sehr.

Abel aber erhob sein blutendes Haupt und wandte seine Augen empor zu den weinenden Eltern, und ein holdseliges Lächeln umschwebte seine Lippen und sein Antlitz. Nun neigt' er wiederum sein Haupt und gab den Geist auf, und die Gestalt des Todten war freundlich. —

Da antwortete Eva und sprach: Ach, so war die Gestalt seines Antlitzes, als auf meinem Schooße zum

ersten Mal sein Herz sich mir entfaltete! Heißet das Sterben, Adam, o dann ist der Tod des Unschuldigen nur die zweite Entfaltung zur schöneren Blüthe eines neuen Lebens! —

Also sprach die Mutter der Lebenden, und beide weineten sehr und legten Abels Leichnam in den Schoos der Erde, und die Lämmer trauerten um ihren Hirten. Aber auf seinem Grabe blüheten die Blumen des Feldes. —

13.

Die Katze.

Zwey weise Männer, welche die Natur erforscht hatten ihr Lebenlang, und täglich alle Geschöpfe untersuchten, und von jeglichem zu reden wußten, saßen eines Tages bei einander und redeten vom Vieh, vom Gewürm, und von den Fischen und Vögeln, auch von allerlei Bäumen, von der Ceder auf Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächset. Und sie waren beide eines Sinnes und priesen einer den andern

Endlich kamen sie auch zu reden auf die Natur und das Wesen der Katze;

da entzweyten sie sich und haderten sehr.

Denn der eine sagte, sie sey das allerschändlichste und schädlichste Unthier, heimtückisch und bösartig; von Gemüthsart ein Tiger, so auch an Gestalt, obwohl nicht an Größe und Kraft, als wofür man dem Himmel nicht genug danken und preisen könne. —

Aber der andere sagte, sie sey dem Löwen an Großmuth und edler Sinnesart auch an Gestalt zu vergleichen; reinlich und anschmiegend, und eben darum eine Feindin des schmutzigen und zudringlichen Hundes, und das allerheilsamste Hausthier, wofür die Menschen den Himmel nicht genug preisen könnten.

Darob entrüstete jener sich sehr, denn er war ein Freund der Hunde, und

berief sich auf das Hündlein Tobias, und des Odysseus und des großen Königs.

Jener aber setzte ihm die Katzen des Weltweisen entgegen, der die beste Welt in das Licht gestellet, und andern an Weisheit es zuvorgethan. *)

Und so giengen sie, ohne eines Sinnes zu werden, mit feindseligem Gemüth ans einander; der eine zu seinen lebenden Vögeln, deren ihm die Katzen einige geraubt hatten, der andere zu den ausgestopften, die ihm zum größten Verdruß die Mäuse zernagten.

Also verhält es sich mit den Urtheilen der Leidenschaft und des Eigennutzes.

---

*) Leibnitz, der die Katzen sehr liebte.

14.

Die Schutzwehr.

Als die Natur die lieblichste der Blumen, die Rose, durch ihren allmächtigen Schöpfungshauch gebildet hatte, da sprach der Geist des Rosenstrauches zu dem Engel der Blumen: Wirst du nicht auch dem edeln Gewächs eine Schutzwehr verleihen, die gegen Verletzung und Frevel es sichere? Gab doch die Natur dem Dornbusch die großen und spitzigen Stacheln! — Der Dornbusch, antwortete der Engel der Blumen, gehört nicht zu den Edeln, sondern zu den Dienern im Reiche der Schöpfung. Seine Bestimmung ist, die zarten Gewächse

gegen das vernunftlose Thier zu beschützen und dazu verlieh die Natur ihm die spitzigen Stacheln. Doch soll dein Wunsch erfüllt werden!

So sprach er und umgab die Rosenstaude mit zarten Stacheln. — Da sagte der Geist der Rose: Wozu diese schwachen Spitzen? sie werden die herrliche Blume nicht schirmen.

Ihm antwortete der Engel der Blumen: Sie sollen auch nur der unbesonnenen Hand des Kindes wehren! Den Frevel würde der Widerstand nur noch stärker anlocken. Das Heilige und Schöne hat seinen Schutz in sich selber, darum verlieh die Natur ihm die zarteste Schutzwehr, die nur warnt, nicht aber verwundet. Denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen.

So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Erröthen.

15.

Der Hollunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermocht' es nicht. Denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaums, und indem der Knabe über dem Bach schwebte, brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen

brauseten, und schlugen über ihm zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne und lief hinzu, und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm lachend an das Ufer. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheint euren Sohn manches wohl gelehrt zu haben, aber eins habt ihr vergessen. Warum habt ihr ihn nicht auch gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutrauen sein Herz öffnet? Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben! —

Freund, erwiederte der Jäger: ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung anvertrauen. Das Mißtrauen mag die Zeit ihn lehren. Aber

er wird auch in der Versuchung aufrecht beharren, denn sein Aug' ist hell und seine Kraft geübt.

16.

Das bittere Blümchen.

Eine Mutter ging an einem Frühlingstage mit ihrem Töchterlein hinaus in das Gebirge. Und als sie nun draußen waren, freuete sich das Mägdlein der vielen Blumen und Pflanzen, die am Wege standen und blüheten.

Aber vor andern hatte sie Wohlgefallen an einem Blümchen, das war klein und zart, und seine Farbe war röthlich und schön. Mina, — denn also hieß das Mädchen — brach das Blümchen, und betrachtete es mit Freude und küßte es und roch daran, und konnte nicht aufhören es zu preisen.

Aber bald wurde sie alles dessen überdrüßig und satt. Sie verlangte noch größere Freude an dem Blümchen zu haben, und steckte es in den Mund, und wollt' es essen.

Aber was folgte nun? Mina kam in vollem Laufe zur Mutter, und weinete und rief: O liebe Mutter, das Blümchen war so schön von Gestalt und Farbe, und da aß ich es, aber nun ist es so bitter, daß es mir inwendig den Mund ganz kraus ziehet. O, pfui der bösen häßlichen Blumen! —

So sagte das Mägdlein. Aber die Mutter antwortete und sprach: Mein liebes Kind, warum schmähest du die Blümchen? sie sind doch immer noch so schön von Gestalt und Farbe wie zuvor, und geben einen lieblichen Geruch; ist das nicht viel und genug? Man isset ja auch die Blümchen nicht. —

17.

Samuel und Eli,

oder das erste Errôthen.

Samuel der Knabe dienete dem Herrn zu Siloh vor dem Priester Eli, und war angenehm bei Gott und den Menschen. Denn er dienete dem Herrn mit reinem Herzen, und war gehorsam und nahm zu an Weisheit.

Aber die Sôhne Eli, Hophni und Pinehas waren bôse Buben, die fragten nicht nach dem Herrn, und ihre Sünde war sehr groß. Und sie standen eines Tages vor dem Hause ihres Vaters Eli unter einem Baum, und Samuel der Knabe stand unter ihnen, umgürtet mit leinenem Leibrock.

Aber Hophni und Pinehas redeten böse unzüchtige Worte unter einander vor den Ohren des Knaben.

Da erröthete Samuel sehr, daß sein Angesicht glühete, wie der Glanz des Abends, wenn der Tag sich geneigt hat. Also erröthete der Knabe zum erstenmahl. Denn er hatte noch nie ein böses Wort vernommen aus eines Menschen Munde von Jugend auf.

Aber die bösen Buben verlachten den Knaben und höhneten sein, weil er roth ward ob ihren Reden. Und Samuel wandte sein Antlitz und weinete.

Da trat Eli, der alles dieses vernommen hatte, zu dem Knaben und sprach: Mein Sohn, was weinest du? —

Da antwortete Samuel: Deine

Söhne Hophni und Pinehas führten böse Reden vor mir, da bewegte sich mein Herz, und es trat mir eine feurige Gluth, ich weiß nicht wie, in das Antlitz. Und sie höhneten meiner.

Da umarmte Eli den Knaben Samuel und herzte ihn und erhub seine Stimme und sprach: Ach mein Sohn! weine nur nicht und laß dich ihr Höhnen nicht zu Herzen gehen. Du bist der Auserwählte des Herrn; aber was mich an dir erfreut, das erfüllet meine Seele mit Jammer über meine eigenen Kinder. Denn sie haben ihre Blüthe in sich selbst verderbet, wie vermöchten sie jemals gute Früchte zu tragen.

Und Eli weinete über seine Söhne, daß seine Augen dunkel wurden, und sie thaten ihm nichts denn lauter Herzeleid.

zeleid. Aber Samuel erfreuete das Herz des Priesters Eli und wandelte aufrichtig vor dem Herrn.

18.

Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupt in den Strahlen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunklen Globen seines Angesichtes, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet! Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie versiegt deine Kraft: Wie groß muß der seyn, der dich gebildet hat!

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; deshalb begann er und fragte: Wie kannst du das Gestirn des Tages bewundern, und siehest es nicht?

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm ich sie in meine Seele auf! Jedes Gefühl ihrer Nähe lässet sie in mir selbst aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichem Auge! —

19.

Die Rose.

Schade, sagte ein Knabe zu seinem Vater, daß die Rose, wenn sie ausgeblühet hat, nicht auch eine schöne Frucht bringet, und so der Natur im Sommer ihren Dank abstattet für die schöne Zeit ihrer Blüthe im Frühling. Du nanntest sie die Blume der Unschuld und Freude — dann wäre sie auch das Bild der Dankbarkeit.

Da erwiederte der Vater: Bringet sie denn nicht zur Verschönerung des Lenzes, des Lieblingskindes der Natur, ihre ganze Gestalt dar? Und für den Thau und Lichtstrahl, der von oben auf sie niederfällt, opfert sie der Luft

ihren zarten Wohlgeruch und für den Frühling geschaffen, stirbt sie mit ihm, — Liebes Kind, der zarte unsichtbare Dank ist der schönste, und wie vermöchte die Unschuld undankbar zu seyn?

20.

Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, Freunde wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zu dem andern, ein Bild unserer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gern sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

Siehe dort, sagte Damon, den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie eine Tempelsäule, von fröhlichen Jünglingen und Jungfrauen mit dem ersten

Laube des Frühlings umwunden. Der zarte Ephen umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läg' er im Staube! — Die Jünglinge sahen sich an, und sprachen: Schön ist das Bild, und lieblich schmückt das frische Grün den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, sich selbst durch Liebe veredelnd, das Zarte und Schwache. So trug auf nervigtem Arm der edle Herakles die kindliche Unschuld. Schöner freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Siehe dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! Ein kluger Verein! Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um dem Menschen die edelste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Be-

cher mit Freuden! Seid uns denn dankbar gesegnet im nützlichen Streben! — Aber ist es nicht ein Bund von Menschenhand gestiftet? sagten die Jünglinge. Sein Ziel ist Gewinn. Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben belastet, die Zweige des stützenden Baumes zerreissen? und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? — Schön ist das Bild — es ist das Bild des Vereins menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche! riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweier jungen Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäu-

me an. Welch ein herrliches Gewächs! sprachen sie. Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor! Beide zum Himmel emporstrebend, widerstehn sie gemeinsam dem Sturm; und überwältigt er sie, — sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft? fragten die Jünglinge. — Sie sahen sich an, ihre Augen glänzten, und sie umarmten sich im Schatten der männlichen Eichen.

21.
Tod und Schlaf.

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es ward Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stille waltete rings umher, und das Abendglöckchen im fernen Dörflein verstummte.

Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beiden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahete die Nacht.

Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemoosten Lager, und streute mit leiser Hand die unsichtbaren

Schlummerkörnlein. Die Abendwinde trugen sie zu den stillen Wohnungen des müden Landmanns. Nun umfieng der süße Schlaf die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise, der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege. Der Kranke vergaß seiner Schmerzen, der Traurende seines Kummers, die Armuth ihrer Sorgen. Aller Augen schlossen sich. —

Jetzt nach vollendetem Geschäft, legte sich der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder hin. Wenn die Morgenröthe erwacht, rief er mit fröhlicher Unschuld, dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter! O, welche Freude, ungesehen und heimlich wohlzuthun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten

Geistes! Wie schön unser stiller Beruf! —

So sprach der freundliche Engel des Schlummers.

Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmuth an, und eine Thräne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes dunkeles Auge. Ach, sprach er, daß ich nicht, wie du, des fröhlichen Dankes mich freuen kann. Mich nennt die Erde ihren Feind und Freudenstörer! — —

O, mein Bruder, erwiederte der Engel des Schlafes, wird nicht auch beim Erwachen der Gute in dir seinen Freund und Wohlthäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder, und Boten Eines Vaters? —

So sprach er, da glänzte das Auge des Todesengels und zärtlicher umfingen sich die brüderlichen Genien.

22.

Die Rosenknospe.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauch voll Knospen und blühender Rosen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauscht' ihn von ferne. Er stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigener Empfindung hieng sein Auge an dem Liebling seines Herzens. Ist es mir nicht, sagte er zu sich selbst, als ob aus dem Rosenbusch eine göttliche Prophetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden

zeiget? — Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauch? —

Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde, zu schauen und sich zu verwundern. Die Bewunderung des Schönen wecket den Sinn für das Wahre. — Er wollte erforschen, auf welche Weise sich die Knospe zur Rose entwickele. Er schlug die Aermchen über einander, und sah mit unverwandtem Blick auf die Knospe hin. Der Vater lächelte. — So mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten sehn.

Der Knabe fand bald, daß all sein

Streben vergeblich sey. Er pflückte nun eine Knospe, brach sie auf, und betrachtete das Innere mit großer Aufmerksamkeit. Da trat der Vater hinzu. —

Wem sinnest du denn so ernsthaft nach, mein Kind? fragt' er. O mein Vater, sagte der Kleine, ich möchte so gerne wissen, wie die Knospe es macht, daß sie eine Rose wird, und deshalb hab' ich sie gepflückt und aus einander gefaltet. Aber ich sehe nur kleine unansehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möcht' ich sie nur nicht verletzt haben! —

Das schadet nichts, mein Kind, erwiederte der Vater, die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern auch unsere Freuden und Wißbegierde. Du hast doch wenigstens gelernt, daß es

nicht so leicht sey, in ihre Geheimnisse zu dringen. —

Aber ich bin um nichts verständiger dadurch geworden, sagte der Knabe.

Wenn auch nicht, antwortete der Vater. Du hattest doch den aufrichtigen Vorsatz dich zu belehren. Ein guter Vorsatz ist ja schon an sich etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab. Und gelingt auch dieser, so bleibt der gute Wille doch immer das Beste. —

Nach einer Pause sagte der Knabe mit bescheidener Wißbegierde: So sage du mir es denn, lieber Vater, wie die Knospe zur Blume sich bildet? —

Da antwortete der Vater: Mein Kind, ich kann dir nur in drei Worten sagen, was geschiehet: die Knospe nimmt zu an Größe, Schönheit,

heit und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. — Alles andere weiß ich so wenig wie du! —

Die Natur giebt uns das vollendete Schöne: — aber sie verbirgt die Hand, mit welcher sie es hervorbringt und darreicht. —

Da nahm der Knabe von neuem das abgebrochene Knöspchen und sagte zum Vater: Wenn die Knospe sich selbst so schön zu bilden vermag, schöner als alles, was die Menschen machen, warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Kindes schützen? Warum vermag sie zugleich so viel und doch auch so wenig? —

Sollte sie denn wohl sich selber gebildet haben, Wilhelm? fragte der Va-

ter, und sah den Knaben mit freundlichem Ernst an.

O gewiß, antwortete der Knabe — die Blumen haben wohl auch, wie ich, eine Mutter und einen Vater, der sie nähret, verpflegt und auferziehet!

Einen Vater mit uns! — erwiederte gerührt der Vater des Knaben, aber wir sehen ihn nicht, wir empfinden nur seine Macht und seine Liebe in uns und um uns her!

So sprach er. Da ward es dem Knaben eigen im Gemüthe. Denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt.

Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blumen des Feldes als stille brüderliche Wesen, und nahm zu an Alter, Weisheit und Anmuth. — Aber der Vater behielt die

Worte des Kindes in seinem Herzen, und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben.

Wie liegt doch, sagte die Mutter, der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nahe! —

23.

Das Storchennest.

Ein Philosoph bemerkte ein Storchennest auf dem Dache eines ländlichen Hauses. Er trat zu dem Landmann und sprach: Wie könnt ihr es dulden, daß die Thiere über euren Häuptern wohnen? — Wer wollte die gutmüthigen Gäste verjagen, sagte der Landmann, wisset ihr nicht auch, daß sie dem Hause Segen bringen? — Ueber euren Aberglauben! versetzte der Philosoph und lachte. — Nun, sagte jener, mag es auch Aberglauben seyn, so liegt doch darin ein Segen, wenn der Mensch — und wäre es auch nur

an einem zutraulichen Thiere — lernte die Gastfreiheit üben. —

Da sprach der Philosoph: Der Storch, die Schwalbe und die Blindschleiche *) dürfen frei bei euch einkehren — Warum verfolgt ihr denn die Natter, die Hühnergeier und den Marder? — Wie? erwiederte der Ackermann, sollten wir denn gar das Boshafte verehren, und von der Pflege des Schädlichen Segen erwarten? —

Der Philosoph gieng und sagte: Sonderbar, daß selbst noch in den Irrthümern der Menschen die heilige Stimme des Herzens dem, der ein Ohr für sie hat, ertönet — und noch sonderbarer, daß man sich nicht erwehren kann, auch hier sie hochzuachten!

---

*) Bekanntlich drei Thiere, von welchen der Volksaberglaube Segen erwartet.

24.

Die Eichel.

Einem alten frommen Bramin *) ward ein Urenkel gebohren. Voll Freude über den Segen, der seinem Hause wiederfahren war, sprach er, ich will hinaus gehen, und dem großen Geist

*) Braminen oder Brahmen heißt der vornehmste unter den 4 Hauptstämmen der Indier. Unter ihnen waren die gelehrtesten und weisesten Männer. Sie führten ein einfaches Leben und zeichneten sich durch Frömmigkeit aus. Auch wurden aus ihrem Stamm die Priester erwählt. Brama ist der Name der Gottheit unter den Indiern, das Wort heißt soviel als: das Große. Sie haben eine gewisse Zärtlichkeit für die Pflanzen, als ob es empfindende Seelen wären.

und Vater der Natur danken, der uns gesegnet hat. Möcht' Er mir Gelegenheit geben, Ihn durch irgend eine gute That zu verehren! So sprach er und gieng. —

Die Blüthe der reinen Freude ist Dankbarkeit, und ihre Frucht wohlthun.

Mit dem lebendigen Gefühl der Verehrung des großen wohlthätigen Geistes trat der Greis in das Gefilde und in die Schatten der Bäume. Jeder seiner Gedanken war ein Gebet. Noch funkelten die Tropfen eines frischgefallenen Regens an Halmen, Blüthe und Blättern. Die Natur schien ihm verjüngt und schöner als je, obwohl er schon neunzigmahl den Frühling gesehen hatte. Sie ist das Werk des guten Geistes, sprach er. Dem,

der Ihn verehrt und in dem Gebilde den Bildner erkennt, veraltet sie nicht! —

Der Greis setzte seinen Weg fort. Da fand er auf dem betretenen Pfade eine Eichel. Schon hatte der Regen durch seine befruchtende Kraft den Keim hervorgelockt; die äußere Schale war zerspalten. Aber der Keim konnte nicht wurzeln auf dem harten kahlen Pfade. —

Der Greis bückte sich, nahm sie auf und sprach: Schön, daß mich mein Weg hieher führte. Leicht hätte dich der Fuß des Wanderers zertreten, oder der Sonnenstrahl vertrocknet. Wohl mir, hier kann ich ein gutes Werk thun, und meine innere Empfindung durch That vollenden, indem ich die Zwecke der weisen Natur befördere,

die mit jedem Athemzuge uns eine Wohlthat erweiset. Auch die kleinste Dankbarkeit ist eine süße Pflicht. —

Ein Jüngling, der hinter dem Eichbaum stand, hatte die Worte des Braminen vernommen. Er trat hervor, und lächelte spöttisch. — Warum lächelst du? fragte ihn der Greis. Der Jüngling antwortete: Ueber deinen kindischen Sinn, mein Alter, daß du dich freuen kannst, einer Eichel das Leben gerettet zu haben. — Jüngling, sagte der Bramin, wie vermagst du meinen Sinn zu kennen, da du mich heute zum erstenmal siehest? Und warum spottest du des kleinen Dienstes, den ich der Natur zu leisten gedenke? Ihr gilt das Samenkorn so viel als der Baum, und ohne jenes wäre dieser

nicht. — Auch die Tugend, mein Sohn, beginnt mit dem Kleinen, und steigt von diesem zu dem Größern hinauf. Aber je mehr sie sich ihrem Urbilde und der Vollendung nähert, um desto mehr neiget sie sich zur Demuth und zur Einfalt. Und dann gilt ihr das Kleinste so viel als das Höchste. Sendet nicht auch Brama seinen Strahl und Thau auf den Grashalm und die Palme hernieder? — So sprach der Greis mit freundlichem Ernst.

Der Jüngling entfernte sich schweigend und voll Ehrfurcht. Er hatte den edlen Greis in seiner Würde gesehn. Er wünschte, zu seyn wie er. Denn selbst der Leichtsinn muß in seinem Herzen die Tugend verehren.

Der Bramin setzte seinen Weg fort zu einem Hügel, der ringsumher mit Dornen bewachsen war. Ihm begegnete ein Handelsmann und fragte: Denkest du noch aus der Eichel dir einen Baum zu erziehen? du wirst wohl schwerlich dich seines Schattens erfreuen!

Der Greis antwortete und sprach: Muß man beim Pflanzen nur an den Schatten des Baumes und an sich selber denken? Macht es denn die Natur so? Mein Sohn, wer nicht erst seit Gestern und Vorgestern gepflanzt hat, findet in dem Pflanzen selbst seinen Beruf und seine Freude.

Er kam an den Hügel. Auf der Spitze desselben, unter den Dornen, vergrub er die Eichel, und bedeckte sie

sorgsam mit Erde und Moos. — Wie! unter Dornen pflanzest du? rief ihm ein Hirt entgegen; du sorgest übel für deinen Pflegling. — Freund, erwiederte der Bramin, so lange das Pflänzchen zart und klein ist, werden die Dornen es vor rauhen Winden und Verletzung beschirmen, und nimmt es zu, so wird es sich selbst hindurcharbeiten. Denn es ist eine Eiche. — Mein Sohn, ich habe dieses der Natur abgelauscht. Die gute Mutter bedenkt zugleich die Zartheit und die Stärke ihrer Pflegekinder. —

Nachdem der Greis sein Werk vollbracht hatte, trat er fröhlich den Rückweg zu Heimath an. Wer am Wege baut, dacht' er, hat viele Meister! Aber der Erfahrene geht seinen eigenen Gang! —

Als er sich seiner Hütte näherte,

sprangen ihm Enkel und Urenkel entgegen, und fragten: Wo bist du so lange gewesen? Er aber versammelte sie um sich her und erzählte ihnen alles, was ihm wiederfahren war. Und die Kindlein liebkoseten dem Greise, während er redete, die älteren aber hiengen an seinen Lippen und hörten ihm zu. — O, sagte der Greis, als er vollendet hatte, es ist doch nirgends schöner, als in dem Schooße der Natur, wenn man kindlich ihren Vater liebt, und in dem Kreise der Seinen, wo man kindlich geliebt wird. Ja, liebevoller Brama! rief er, und blickte zum Himmel empor — im stillen Kreise der Natur und des häuslichen Lebens steht dein heiliger Tempel!

Die neugepflanzte Eiche wuchs bald aus dem Keim hervor, und erhob sich

über die Dornen und ward ein krauser schattiger Baum. Da starb der Greis, und seine Geliebten begruben ihn auf dem Hügel. Und wenn sie den Baum sahen und sein Säuseln hörten, gedachten sie des Lebens und der weisen Sprüche des Braminen bis zu den spätesten Zeiten, und erzählten von ihm, und suchten zu werden wie er.

Denn das Wort eines weisen Mannes ist wie ein Saamenkorn im fruchtbaren Boden.

25.

Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend als die Kinder in das Schlafkämmerlein giengen, fragte der Vater: Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?

Herrlich, lieber Vater, sagte der Aelteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.

Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt! —

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde. —

Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest! —

Und du Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine Pfirsich dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab'

ich sie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen. —

Nun! sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle drey: Das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thrän' im Auge.

26.

Das Nelkenbeet.

O Mütterchen, gieb uns jedem ein Blumenbeetchen, das uns zugehöre, mir eins und Gustav eins, und Allwina eins, und jeder pfleget dann des seinigen!

So sprach der kleine Fritz zu seiner Mutter, und die Mutter gewährte ihm seine Bitte, und gab jedem ein Blumenbeet voll schöner Nelken. Und die Kinder freuten sich über die Maaßen, und sprachen: Wann erst die Nelken blühen, das wird eine Herrlichkeit seyn! — Denn es war noch nicht die Zeit der Nelken, sondern sie hatten erst Knospen gewonnen. —

Aber der kleine Fritz war ungeduldig in seinem Gemüth und konnte die Zeit der Blüthe nicht erwarten, und er wünschte, daß sein Blumenbeet zuerst vor allen andern blühen möchte. Da trat er hinzu und nahm die Knospen in seine Hand, und beschaute sie in ihren Windeln, und freute sich sehr, wenn aus der grünen Hülle schon ein Blüthen-Blättchen roth oder gelblicht hervorschimmerte. —

Aber es währte ihm zu lange. Fritz brach die Knospen auf und lösete die Blättchen allzumahl auseinander. Nun rief er mit lauter Stimme: Sehet, meine Nelken blühen! — Allein als die Sonne darauf schien, neigten die Blumen ihre Häupter, und trauerten und standen zerzauset und welk, ehe es Mittag war. Und der Knabe weinete um sie.

Aber die Mutter sprach: Ungeduldiges Kind! mögen dieses die letzten Freuden deines Lebens seyn, die du durch eigene Schuld dir verderbest. Dann hast du die schwere und große Kunst zu warten nicht zu theuer erkauft. —

27.
Die Bienen und der Schmetterling.

Ein Bienenvater führte seinen jüngern Freund in seine Bienenhütte, und zeigte ihm die wundersame Thätigkeit des kleinen Völkchens. Unterdeß flatterte ein herrlicher Schmetterling hinzu. Der Glanz des Goldes, die Bläue des Himmels und der Purpur der Abendröthe flossen auf seinen großen Flügeln in einander. Er wiegte sich auf einer Blume, und schwebte dann vorüber. —

„Welch ein schönes Geschöpf! — rief der Bienenvater, — und es entwickelte sich aus einer kriechenden Raupe!“ —

Da wunderte sich der Freund des Mannes und sprach: Ich glaubte, ihr Bienenfreunde hättet nur ein Herz für eure Bienenkörbe, und übersähet die andern Gaben der Natur!

Freund, erwiederte der Bienenvater, ich liebe die Bienen nicht aus Eigennutz, blos um des Vortheils willen, den sie mir bringen! — Nur die niedern Neigungen verengen das Herz des Menschen und machen ihn einseitig. Aber je näher er sich mit Liebe der Natur anschließet, um desto mehr erweitert sich sein Herz, und sein Auge erhellt sich für jegliches Schöne und Gute, das ihn umgiebt. —

Aber, fuhr der Freund fort, der schönste Schmetterling läßt sich doch

nicht mit der ämsigen, nützlichen Biene vergleichen. . . .

Da zeigte der Bienenvater auf seine summenden Körbe und sprach zu seinem jüngeren Freunde: Mein Lieber, hier hast du das Bild des thätigen Lebens in seinen Beschränkungen, des gebundenen Geistes in seinem irdischen Wirken. Dort das Bild des entwickelten Geistes in seiner Freiheit und Erhebung über dem Staube. Darum schmückten auch die göttlichen Bildner des Alterthums die reine entwickelte Seele mit den Flügeln des Schmetterlings. —

Freilich ein Bild und Gleichniß! — erwiederte jener — aber vermochte denn die Natur nicht, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen? —

Da antwortete der Bienenvater ein wenig mit Unwillen: Soll denn das

Geistige und Höchste immer an die Erde gefesselt und das Göttliche zu irdischen Zwecken hinabgezogen werden? Das hieße, seine göttliche Natur entadeln. —

28.

Der Hirt von Thekoa.

Amos, der Hirt und Sänger von Thekoa kam vom Gebirge hernieder nach Jerusalem und trat auf unter dem Volke und sang seine herrlichen Lieder. Aber das Volk, obwohl er Israels Sünden strafte und seinen Sklavensinn, hörte ihn gerne. Denn er sang mit Kraft und Anmuth und umhüllete die strenge und ernste Wahrheit mit den lieblichen Bildern des einfachen Hirtenlebens. Und seine Gesänge drangen dem Volk an das Herz.

Da erhob sich Amazia, Priester zu Bethel, zu Amos dem Hirten. Denn er dachte in seinem Herzen: Amos

soll mich die Weise lehren, wie er seine Gesänge dichtet und also singet, daß er das Volk gewinnet. Und so meinte der Priester von Bethel es bald dem einfältigen Hirten von Thekoa zuvorzuthun in der Sangkunst. Amazia aber war nicht ein Priester nach dem Herzen Gottes, sondern ein Priester der goldenen Kälber, und schmeichelte dem Könige Jerobeam, und bethörete das Volk, auf daß er seines Bauches Gelüst' erfüllete. Und er nahm sich vor, das Volk noch förder zu bethören.

Darum trat er zu Amos und sprach: Wer bist du, daß du also redest in herrlichen Worten, und die Menge horchet dir? —

Amos antwortete und sprach: Ich bin ein Hirt von Thekoa!

Da fragte Amazia: Wie hat denn

dein Vater dein Herz also gebildet, oder welche Schule der Propheten hat dich die Weise des Gesanges gelehrt?

Der Hirt Amos antwortete und sprach: Ich bin kein Prophet, noch eines Propheten Sohn. Ich habe die Tage meiner Jugend bei der Heerde meines Vaters verlebt und Maulbeeren gelesen. —

Da sprach Amazia verwundert: Wer war es denn, der dir die Kunst des Gesanges verlieh und dich lehrte gewaltig zu reden? —

Amos antwortete und sprach: Der Geist des Herrn!

Da fragte Amazia: Sage denn, in welchem Tempel ist er dir erschienen, und in welchem Heiligthum hat er sich dir offenbaret?

Amos antwortete und sprach: In keinem Heiligthum auf den Gebirgen

von Thekoa, das bis an der Welt Enden reichet! —

Da zürnte Amazia und sagte: Du redest in dunkeln Worten. Ich verstehe dich nicht!

Amos antwortete und sprach: Der Geist verstehet, was des Geistes ist.

Aber Amazia faßte nicht die Worte Amos des Hirten und lieblichen Sängers. Denn der Geist Gottes war nicht mit ihm. Und er begab sich zum König und sprach: Amos machet einen Aufruhr wider dich und sein Wort wird das Land verderben.

Also sagte Amazia. Denn er faßete den Geist nicht, der Amos erfüllte.

Amos aber ging zurück in das Gebirge.

29.

Die Nachtigall.

Frühmorgens im Beginn des Aerndtemondes begleitete Sophron seinen Vater auf das Feld. Die Lerche sang über ihren Häuptern. — Ein freundlicher Vogel! begann der Vater. Er begrüßt mit seinem fröhlichen Liede das erste Dämmern des Tages, so wie das leise Erwachen des Frühlings; er schwebt empor, daß alle Welt sein Lied vernehmen möge, und verstummt nur, wenn die Natur ihre Schöpfungen vollendet hat.

Der Jüngling bejahte die Rede des Vaters. Aber, fügte er hinzu, warum nimmt uns die Natur so schnell den

schönen unvergleichlichen Gesang der Nachtigall? Ist es doch, als ob sie nur einige Tage gesungen hätte! —

Ungenügsamer! antwortete lächelnd der Vater. Machst du es doch nach der Weise der meisten Menschen. Muß denn das Schönste, was uns der Himmel spärlich ertheilet, nur dazu dienen, um uns gleichgültiger und kälter zu machen gegen das Schöne und Gute, das er im reichen Maße uns spendet?

Nicht gleichgültiger, lieber Vater — erwiederte der Jüngling — der Mensch hat alsdann nur einen höhern Maßstab empfangen — und soll er denn nicht nach dem Höchsten streben? — Soll er nicht das niedere Schöne schätzen, aber das Höchste verehren und lieben? — Soll ihn nicht die Achtung des Schönen zur Verehrung des Schönsten geleiten? . .

Wohl! mein Sohn, sagte der Vater — ich stimme dir bei. Ich redete auch nur von der Weise der Menschen, wie sie zu seyn pflegt, nicht aber von der menschlichen Weise, wie sie seyn sollte.

Nach einer Weile begann Sophron von neuem: Wenn nun das Schönste das Ziel ist, wornach der Mensch streben soll, warum nimmt uns denn die Natur so bald den Genuß des lieblichsten Gesanges: —

Der Vater antwortete: Erinnerst du dich noch, mein Lieber, wie dir war, als du zum erstenmahl den Gesang der Nachtigall vernahmest?

O, sagte der Sohn, wie könnt' ich je des schönen Abends vergessen?

Du warest gerührt, fuhr der Vater

fort, über den ernsten und hohen Gesang, den die Natur diesem zarten Geschöpf anvertraute. Die Dichtung des kindlichen Alterthums, daß die Seele eines geliebten Sängers der Urwelt in das kleine Thier übergegangen sey, deuchte dir Wahrheit; *) denn jeder Ton schien dir Empfindung und Gedanke — alles die höchste Vollendung in seiner Art.

O, wohl, mein Vater, erwiederte der Jüngling — je näher man der Natur ist, und je mehr sich unser Herz ihrer Sprache öffnet, um desto leichter begreift man auch das kindliche Wort der einfachen Urwelt! —

Und nachdem du sie nun mehrere Wochen gehört hattest, sagte der Vater

*) Nach Plato gieng die Seele des Thamyris in eine Nachtigall über.

— da hörtest du sie zwar gern und mit Freuden, aber doch nicht mit jener Empfindung — dein Entzücken erlosch allmählig — du hörtest gleichgültiger — nicht wahr, mein Lieber? war es nicht so?

Der Jüngling bejahte es und sah den Vater befremdet an. —

Der Vater aber lächelte und sprach: Diese Frage war nicht, wie du zu glauben scheinest, überflüßig. Um uns eines richtigen Urtheils über das, was außer uns ist, bewußt zu werden, müssen wir vorher einen richtigen und hellen Blick in uns selbst gethan haben. — Würdest du vielleicht nicht allmählig ganz aufgehört haben, das Große, Schöne und Rührende dieses wundersamen Gesanges zu empfinden? — —

Aber, fiel der Jüngling dem Vater

in das Wort — die Lerche erfreut uns doch den ganzen Frühling und Sommer hindurch mit ihrem freundlichen Liede. —

Wohl! mein Sohn, erwiederte jener. Das Schöne ist ein Bedürfniß des Menschen. Darum ließ uns die gütige Natur es niemals daran fehlen. Aber das Schönste, das Vollendete, ist etwas heiliges — es soll zu dem Göttlichen uns leiten, dessen Ausfluß es ist — und darf nicht gemein und entweihet werden. Deshalb verlieh sie uns jenes immer — dieses aber erscheint uns seltener, damit wir es in unserer Seele aufnehmen. — Nicht wahr, jetzt in dieser Morgenstunde ist dir der Gesang der Nachtigall eben das in der Empfindung, was er dir an jenem ersten Tage in der Wirklichkeit war? —

Der Jüngling winkte dem Vater freundlichen Beifall, und beide wandelten lange schweigend neben einander.

30.

Polykarpus.

Das Reich der Wahrheit.

Der vortreffliche Polykarpus, Bischof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühle ward, gieng er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichbaum, und er stützte sein Haupt auf seine Hand und weinete.

Da trat der Greis hinzu und sprach:

Mein Sohn, was weinest du? — Crescens aber erhob sein Haupt und sprach: Wie sollt' ich nicht trauern und weinen? ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe, und werden es zerstören in seiner Jugend. — Manche Bekenner sind schon abgefallen, und haben es verläugnet und verlästert, und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Mund, obwohl ihr Herz ferne davon ist. Dieses erfüllt meine Seele mit Trauern und meine Augen mit Thränen. — Also sagte Crescens.

Da antwortete Polykarpus lächelnd und sprach: Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde und

gieng davon. Und der Keim sproßete und gieng auf unter dem Unkraut und den Dornen, und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selber. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs, und die Winde brauseten um ihn her und erschütterten ihn. — Desto tiefer schlugen seine Wurzeln in die Erde, und umfaßten die Felsen des Erdreichs in der Tiefe, und seine Zweige ragten gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward und seine Schatten sich weithin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das Unkraut wiederum empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in seiner Höhe, und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes!

So sprach der unvergleichliche Bi-

schoß und schwieg. Darauf reicht' er seinem Jünger die Hand und sagte lächelnd: Was kümmert dich, wenn du zu seinem Gipfel emporschaust, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht! Ueberlaß dies dem, der ihn gepflanzt hat! —

Da erhob sich Crescens, und seine Seele ward heiter. Denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war wie eines Jünglings.

31.

Die Nachahmer.

Der Frühling war erschienen und die erste Nachtigall sang unter dem Schatten der frischbelaubten Haselstauden. An einen Baum gelehnt horchte Menalkas, der fromme Hirt, ihrem Liede. — Da nahete sich plötzlich ein wilder Schwarm von Knaben und sie stellten sich umher und lauschten eine kurze Zeit. Bald aber sprachen sie unter einander: Nun ist es an uns! — Und sie zogen mit Wasser angefüllete Scherben hervor, in der Gestalt eines Vögleins aus rohem Leimen gebacken, woran ein kleines Pfeifchen sich befindet, so den Triller

der Nachtigallen nachäffet. Dieses brachten sie an den Mund und bliesen hinein und erhuben ein gewaltiges Pfeifen. Und sie meineten es der Nachtigall gleich zu thun.

Aber die Nachtigall verstummete und flog in das einsame Gebüsch zu einem murmelnden Bächlein. Und Menalkas, der fromme Hirt, folgte ihr zu dem Gebüsch und horchte von neuem. Die Buben aber zogen wieder in die Stadt, und die Straßen ertönten von ihrem Pfeifen. — Und die Bewohner verschlossen die Fenster vor dem Getöse.

Also sprießet leichtlich neben der herrlichen Kunst das klägliche Machwerk.

32.

Aesopus.

Aesopus, der unvergleichliche Erzähler anmuthiger Mährchen von Thieren und Pflanzen, ward von seinem harten Herrn jämmerlich geschlagen und aus der Stadt in die Wüste getrieben. — O der unglückliche Mensch, rief einer seiner Mitsklaven, als er hinausgeworfen ward. — Unglücklich? fragte Aesop, warum denn mehr als du? — Was kann dir denn in der Wüste noch Glück und Freude gewähren? erwiederte der Sklave.

Das Gefühl meiner Freiheit! — antwortete der phrygische Mann — und man trieb ihn hinaus.

Nach etlichen Tagen giengen einige, die ihn kannten, hinaus, seine Gebeine zu begraben. Denn sie glaubten, er würde freiwillig seinem mühseligen Leben ein Ende gemacht haben. Aesop aber saß vergnügt unter einem Baum. Deß wunderten sich jene und sagten ihm, weshalb sie gekommen seyen. Da lächelte er und erzählte ihnen das Mährchen von dem Holzhacker und dem Tode. — Jene aber fragten: Was vermochte denn den geplagten mühseligen Holzhacker, dem gerufenen Tode nicht zu folgen? — Aesopus antwortete: Die Süßigkeit des Daseyns und die Schwielen seiner Hand!

Da trat einer hervor und sprach: Aesop, wir erstaunen billig über deine Heiterkeit und deinen fröhlichen Sinn.

Die Natur versagte dir alles, was den Menschen erfreuen mag — dein Körper ist gebrechlich, und du vermagst kaum ohne Beschwerde die Luft zu athmen; deine Gestalt ist häßlich, die Menschen spotten deiner, sobald sie dich erblicken, und wollen dich nicht einmal als Sklaven um sich dulden, — und jetzt in dieser menschenleeren Gegend. . . . Was konnten dir die Götter zum Ersatz geben?

Aesop antwortete: Einen Theil ihrer göttlichen Natur! — Sie lehrten mich die Sprache der Thiere, und verliehen mir die Schöpferkraft, sie reden zu lassen. —

Du meinest wohl deine Weisheit, begann nun ein anderer aus dem Haufen — und scheinest zu behaupten,

daß die Natur auf der einen Seite ersetze, was der andern mangelt. Da müßte ja der Thor sich selber am ersten entfliehen, oder der ungerechten Natur fluchen, wenn er einen Blick in sein Inneres thäte.

Er blickt nur, versetzte Aesop, auf das Aeussere, und in seinem Innern empfieng er zum Ersatz die täuschende Blüthe der Narrheit — den Eigendünkel.

Bewundernd verließen sie den fröhlichen Weisen. Aber ehe sie von ihm schieden, fragten sie ihn: Wirst du denn dein Leben und den Schatz deiner gesammelten Weisheit und Erfahrungen hier in der Wüste vergraben? — Aesop antwortete: Mit nichten, ich will mich aufmachen und dahin begeben, wo die Menschen der Wahrheit und

Weisheit am meisten bedürfen! — Und wo ist denn das? fragte man. — Er sprach: Wo die meisten Priester, Tempel und Altäre sind! — und begab sich nach Delphi. —

Aber er war noch nicht lange Zeit in Delphi gewesen, da erhuben die Priester eine große Verfolgung gegen ihn, weil er die Wahrheit freimüthig redete. Und sie beschuldigten ihn des Tempelraubes und warfen ihn in einen finsteren Kerker. Aber der kleine phrygische Mann war auch hier heiter und guter Dinge, so daß sich der Kerkermeister verwunderte und ihn fragte: Was kann dich in aller Welt heiter erhalten in diesem finstern Gewölbe? Aesop antwortete: die Zufriedenheit mit mir selbst.

Aber die Priester ließen ihn aus seinem Kerker führen, um ihn von dem Phrädriadischen Felsen zu stürzen. Er aber wandelte mit heiterm Antlitz den Weg zum Tode. Da fragte ihn ein Mann aus dem Volke: Was erfüllet dich mit solcher Kraft, daß du noch im Angesicht des Todes deinen Muth und frohen Sinn nicht verliehrest? Aesop antwortete: Das Bewußtseyn der Unschuld und mein vergangenes Leben. — Und hiemit stürzte man ihn von dem Felsen, und er gab seinen Geist auf.

33.

Der Apfel.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königs Herodes, der war sein Oberkämmerer und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinewand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Kämmerer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und lud alle seine Freunde. Auf den Tischen aber standen viele herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann saß oben

am Tisch und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernem Lande gekommen war. Und sie aßen und tranken und wurden satt. —

Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: Solch eine Herrlichkeit und Pracht, wie in deinem Hause, erscheinet mir nicht in meinem Lande weit und breit! Und er rühmete alle Pracht, und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem güldenen Gefäße. Der Apfel aber war groß und schön und röthlich von aussen, wie Purpur. Und er nahm den Apfel und sprach: Siehe, dieser Apfel ruhete auf Gold und seine Gestalt ist sehr schön! und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend.

Der Fremdling aber durchschnitt den Apfel, und siehe! in seiner Mitte war ein Wurm! —

Da schauete der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin. — Der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und seufzte. —

34.

Der Edelstein.

Ein roher Edelstein lag in dem Staube zwischen vielen gemeinen unedeln Steinen verborgen, viele Jahre lang. Mancher wandelte darüber, oder trat ihn unter den Fuß, ohne ihn aufzuheben. Also verbarg sich sein Glanz vor dem Auge des Wanderers. Denn das Schöne dringt sich nicht auf, sondern erscheinet in Einfalt.

Endlich kam ein Freund der Natur in diese Gegend. Er suchte Blumen und Insekten, und fand den Edelstein. Lächelnd beschaute er den Stein und sagte: Du bist doch immer gütig gegen

deinen Verehrer, holde Mutter Natur! Findet er nicht, was er mit Liebe und regem Wahrheitssinn suchte, so findet er doch gewiß einiges, was auch des Suchens wohl werth war. —

Er nahm den Stein mit sich nach Hause. Aber, sagt' er, du rohes Kind der Natur — wie beginn' ich es nun, um dich auszubilden? Wie nehm' ich dir die gröbere Hülle, die deinen Glanz verbirgt? — — Doch, wie sollte der Edle anders als durch das Edle gebildet werden können? — Er schliff den Diamant mit Diamantstaub. Unvergleichlich strahlte sein Glanz, und sein Ruhm erscholl im Lande.

Darauf nahm der weise Freund der Natur den veredelten Stein, und brach-

te ihn dem guten geliebten Fürsten des Landes, und sprach: Ich fand dieses edelste Erzeugniß der Natur, und bildete es zu seinem Glanz, und jetzt weih' ich es dem Ersten des Landes, auf daß der Edelstein seine Krone schmücke! denn er ist zum höchsten Schmuck fürstlicher Kronen ersehen. —

Der Fürst aber fragte: Welches ist denn der höchste Schmuck des fürstlichen Thrones? — Der weise Mann antwortete: Was der Edelstein seiner Krone ist, das ist ein Kreis der edelsten Menschen dem Thron, den sie umgeben, und dem Fürsten, der sie ehret. —

35.

Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Weltgegenden gebohren und einheimisch, und auch in den kälteren Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eigenen sonderlichen Nahmen, welche auszzusprechen und zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. — Sie giengen aber in den Garten und besahen die mannigfaltigen Gewächse und redeten.

Da erzählte der fremde Gärtner,

daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sey, genannt der Tulpenbaum; denn seine Blüthe sey den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sey nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maaßen. —

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu haben, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Gehäges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und jener gieng und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude, und erzählete allenthalben von seinem Baum, und daß er bald Tulpen bringen wür-

de. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meineten, der Baum müsse von überschwenglich schöner Gestalt seyn, jede Blume von herrlich glänzender Farbe und mit feurigen und purpurnen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maaßen gerühmt.

So harreten sie und die Tage und Stunden deuchten ihnen sehr lang, bevor er blühte und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht. Denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüthe müsse eine andere seyn. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sey, — da achteten sie

seiner Schönheit gar wenig, denn er blühete in bescheidener Schönheit und Einfalt; sondern sie wurden unwillig und zürnten sehr, und brachen heimlich aus Schaam und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab, und zerstöreten sie, damit sie nicht von Andern ihres Rühmens wegen verspottet würden.

Also begab sich diese Geschichte. Sie lehret aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maaßen rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam, und verlanget, das Gute solle das Beste, und das Schöne das Schönste seyn, und wenn er es nicht also findet, dann zürnet er und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist. —

36.

Hanna und Sulamith.

Im Lande Israel, am Fuße des lieblichen Berges Tabor, lebte eine Wittwe, Nahmens Hanna, mit ihrem einzigen Töchterlein, die hieß Sulamith. Und sie waren sehr arm, und die Hütte, worin sie wohnten, war klein. Aber ihr Herz war fröhlich und heiter, und ihre Tage flossen sanft dahin. Denn sie lebten fromm und fürchteten Gott, und Hanna unterwies das Herz ihres Kindes in allem Guten, und lehrete Sulamith, wie der liebe Gott die Pflanzen aus der Erde hervorbringt, und den Thau darauf geußt und seine Sonne über alles, was da lebet, auf-

gehen läßt, und wie Er den Menschen so viel Gutes giebt mit jeglichem Tage. Dazu erzählte sie aus den heiligen Schriften viele schöne Geschichten und Lehren. Und wenn die Mutter also redete, dann kamen ihr wohl die Thränen in ihre Augen. Dann sagte Sulamith zu ihrer Mutter Hanna: Mutter, du weinest ja! Aber die Mutter antwortete lächelnd und sprach: O, mein Kind, seine Güte und Liebe ist zu groß, als daß ein Menschenherz sie fassen möchte.

Also redeten sie oftmals unter einander, und so wie die Worte, so waren auch die Thaten. Gott aber segnete sie, und ihr kleines Gärtchen brachte vielfältige Frucht, so wie auch die Bäume, die rings um das Hüttchen standen und über das Dach hervorragten, also daß sie auch Anderen mitthei-

len und die Kranken und Dürftigen laben konnten von ihrem Ueberfluß. Dann sagte Hanna: Siehest du wohl, Sulamith, daß Geben seliger ist denn Nehmen! O, wohl uns, daß wir auch unser Scherflein zum Opfer bringen dürfen und keiner es verschmähend sich von uns wendet.

Also lebten sie heiter und fröhlich im stillen Hüttchen, und sie schmückten es und baueten das Gärtchen mit fleißigen Händen.

Siehe, da kam eine böse Seuche, und Hanna ward sehr krank, und lag darnieder. Und Sulamith ihr Töchterlein ward auch krank vor Kummer und Aengsten.

Da merkte die Mutter, daß sie sterben sollte, und sie sprach mit lächelndem Antlitz und leiser Stimme also: Liebes Kind, mein Stündlein ist nun

vorhanden. Aber verzage nur nicht, und sey getrost! Der Vater droben wird es wohl mit dir machen. Also sprach sie, und vermochte nicht weiter zu reden. Denn ihre Kräfte hatten abgenommen.

Sulamith aber weinete herzlich, und kniete nieder und hob die Hände empor und betete: O du lieber Vater im Himmel, laß mir doch meine einzige liebe Mutter! wie sollte ich denn allein dahinten bleiben?

So betete die kleine Sulamith, und die Engel trugen das Gebet der Unschuld zu den Sternen.

Da kam die Morgenröthe und die Sonne gieng auf, und der röthliche Glanz des neuen Tages strömte mild und lieblich in das Kämmerlein. Sulamith aber schmiegte sich an den Schoos ihrer Mutter und erwärmte sie.

Siehe, da nahete sich der Todesengel im goldenen Strahl des Morgenlichts und lösete ihre Seelen. So schwebten Hanna und Sulamith im Glanz der Morgensonne zu der schöneren Welt empor.

37.

Das heimathliche Licht.

Ein Pilger eilte aus fernen Landen zurück zu seiner Heimath, und seine Seele war voll süßer Hoffnung. Denn er hatte in vielen Jahren seine lieben Eltern und Brüder nicht gesehen. Deshalb eilte er sehr. Aber als er auf dem Gebirge war, überfiel ihn die Nacht, und es war sehr dunkel, so daß er den Stab in seinen Händen nicht zu sehen vermochte. Und als er von dem Gebirge hernieder kam in das Thal, verirrte er sich auf seinem Wege und wandelte rechts und links, und ward sehr betrübt und seufzte: Ach möchte doch ein Mensch mir begegnen, der

mich

mich aus meinem Irrsal auf den rechten Weg führete, wie wollt' ich ihm dankbarlich es erkennen! — Also sprach er und stand stille, und harrete eines Führers. —

Indem der verirrte Pilger also da stand, voll Zweifel und Unruhe, siehe! da schimmerte aus der Ferne ein wankendes Licht in der Finsterniß, und sein Schimmer deuchte ihm lieblich in der dunkeln Nacht. Sey mir gesegnet, rief er, du Bote des Friedens! du verkündest mir die Nähe menschlicher Wesen! — Dein matter Schimmer erscheint mir im Dunkel der Nacht erfreulich wie ein Morgenroth.

Er eilte mit starken Schritten zu dem Schimmer in der Ferne, und

meinete den Mann zu sehen, der das Licht trüge. Aber siehe! es war ein Irrlicht, das aus Sümpfen gebohren über dem stehenden Pfuhl schwebte. Er aber wandelte dem Rande eines Abgrunds entgegen. —

Plötzlich erscholl eine Stimme hinter ihm und rief: Halt! oder du bist ein Kind des Todes! — Er stand und schaute sich um. Es war die Stimme eines Fischers, der aus seinem Kahn ihm zurief. — Warum, fragte er, soll ich dem freundlichen Lichte nicht folgen? ich bin ein verirrter Wanderer! — Freundliches Licht? sagte der Fischer, so nennest du den trüglichen Schimmer, der den Wanderer ins Verderben lockt! Unterirdische böse Mächte erzeugen aus stinkenden Sümpfen den nächtlichen Dunst, der den Glanz des

freundlichen Lichts nachahmt. Siehe, wie sie unstät dahin wankt, die böse Geburt der Nacht und Finsterniß! Also sprach er, da erlosch das trügerische Irrlicht.

Das Irrlicht war erloschen, und der müde Pilger dankte dem Fischer seine Rettung mit herzlicher Erkenntlichkeit. Der Fischer aber antwortete und sprach: Wie sollte ein Mensch den andern im Irrthum lassen und ihn nicht auf den rechten Weg führen? Gott haben wir beide zu danken; ich, daß er mich zum Werkzeug ersah, dir eine Wohlthat zu erweisen, du, daß es sich so fügen mußte, daß ich mich in dieser Stunde im Kahn auf dem Gewässer befand.

Darauf verließ der gutmüthige Fischer seinen Kahn, begleitete den verirrten Pilger eine Strecke und bezeichnete ihm den rechten Weg zu seiner väterlichen Wohnung. Dieser wandelte jetzt getrostes Muthes und zwischen den Bäumen schimmerte ihm von ferne das heimathliche Licht mit stillem bescheidnem Glanz entgegen, — ihm doppelt erfreulich, da er es durch Gefahren und Irrthum erreicht hatte. Er klopfte an, und das Pförtchen öffnete sich, und Vater und Mutter und die Brüder und Schwestern hiengen an seinem Halse und küßten ihn und weineten vor Freuden.

38.

Lazarus.

Als der Herr seinen geliebten Lazarus zu Bethanien vom Todesschlummer in das Leben zurück rief, da war es dem Erstandenen gleich Einem, der aus einem Morgentraum erwacht. Und er blickte um sich her und betrachtete die Grabtücher, die man von ihm gelöset hatte.

Als sie nun in das Haus gegangen und fröhlich waren unter einander, da nahte sich Maria lächelnd dem geliebten Bruder und fragte: Warum ruhete denn dein Auge so sinnend auf den Grabtüchern, ehe du die dämmernde Felsengruft verließest, wo du geschlum-

mert hattest? Der Blick deines Auges war eigen und voll Bedeutung. . . .

Da antwortete Lazarus: Maria, es war mir wie einem Träumenden; ich wußte nicht, daß meine Seele in das Leben zurückgekehret sey, sondern ich glaubte in dem Augenblick die Erde zu verlassen, und zur andern Welt emporzuschweben. . . .

Aber — sagte Maria die Grabtücher und das Schweißtüchlein . . . wie konnten diese deinen Blick auf sich ziehen?

Lazarus antwortete: Sie schienen mir die irdische Hülle meines Geistes, die ich in dem regen Gefühl des neuerwachten Lebens jetzt erst verlassen zu haben glaubte. . .

Wie? sagte Maria — du hieltest das Erwachen zum neuen Leben für deine Auflösung durch die Hand des Todes? . . .

Da lächelte der Jüngling und sprach: Du sagst es! ist denn nicht beides eins, Maria?

39.

David und Saul.

Ein Geist der Unruhe und der Schwermuth war gekommen über Saul, den König von Israel, und sein Herz war sehr betrübt. Da sprachen die Knechte Sauls zu ihm: Laß uns dir einen Mann suchen, der auf der Harfe wohl spielen könne, auf daß er vor dir spiele und es besser mit dir werde. Da sprach Saul zu seinen Knechten: Sehet nach einem Mann, der es wohl kann auf Saitenspiel und bringet ihn zu mir. — Und sie giengen und brachten David, den Sohn Isai des Bethlehemiten.

Wenn nun dem Könige das Herz schwer ward und voll Unruhe, trat David vor ihn und nahm die Harfe und spielte mit seiner Hand. Dann weinete Saul, und sein Herz erleichterte sich und er ward heiter und guter Dinge.

Und Saul gewann David sehr lieb und machte ihn zu seinem Waffenträger. Jonathan aber, Davids Freund, wunderte sich über die Gewalt des Saitenspiels in den Händen des Jünglings.

Nach einiger Zeit aber wurde Saul böse, und der Geist Gottes wich von ihm, also daß er dem Neide und der Bosheit Raum gab in seinem Herzen. Als nun der Sohn Isai vor ihm spielte auf der Harfe, da schoß er den Spieß, den er in der Hand hatte,

auf David und gedachte ihn an die Wand zu spießen. Aber David wandte sich zweimal und entfloh. Da sprach Jonathan, Davids Freund: Wo bleibet denn jetzt deine Kunst und die Gewalt deines Saitenspiels?

Aber David antwortete und sprach: Die Gewalt meiner Harfe bleibet dieselbe, aber das Herz des Königs meines Herrn hat sich umgewendet. Ehmals war es traurig und voll Wehmuth — aber nun ist es böse worden. — Wie sollte ihn noch das Lied der Harfe erfreuen?

40.

Der Morgentraum.

Ein kleiner Knabe, Namens Leopold, kam des Morgens hernieder aus seinem Schlafkämmerlein und weinete bitterlich, also daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen. Sein Vater aber und seine Mutter traten bestürzt hinzu. Denn sie meinten, es sey dem Kinde ein großes Uebel begegnet, oder es sey krank und empfinde heftige Schmerzen und Reißen im Haupt oder in den Gliedern. Und sie fragten das Kind und sprachen: Liebes Kind, was fehlet dir? wer hat dir was zu Leide gethan? —

Da that das Kind seinen Mund auf

und sprach: Ach, ich hatte vorher zwölf niedliche weiße Schäfchen, und sie giengen um mich her und leckten mir die Hand und ich saß unter ihnen mit einem Hirtenstab. Aber nun sind sie alle fort und ich weiß nicht, wo sie geblieben. . . Als er dieses gesagt hatte, begann er von neuem bitterlich zu weinen.

Da merkten die Eltern die Noth des Kindes und daß es ein Traum gewesen, und sie lächelten unter einander heimlich.

Der Vater aber sprach: Wir lächeln wohl, Mutter, und doch sind unsere Seufzer und Unmuth oft die Thränen des Kindes, und unser Wünschen und Verlangen — gleichet es nicht oftmals Polly's Träumen?

Polly aber war noch immer sehr be-

trübt um die zwölf Schäfchen. Da berathschlagten die Eltern ernstlich, was zu thun sey, und der Vater erhob sich und sprach: Polly, ich will gehen und deine Schäfchen suchen. Und er gieng und kaufte ein Lamm und brachte es und stellete es so, daß der Knabe es sah. Da ward der Knabe sehr erfreut und lief hinzu und herzte das Lämmchen und sprach: Ja das ist es, das ist es! eben so sah es aus! Und er war sehr erfreut, aber von den eilf andern Lämmern sagte er nichts, und begehrete ihrer nicht.

Da lächelte der Vater abermals und sagte zu der Mutter: In Träumen und Thränen gleichen wir Großen wohl dem kleinen Polly. Möchten wir nur auch in Genügsamkeit und bescheidener Freude an dem Kleinen und Wenigen ihm ähnlich seyn! —

41.

Der Kuckuck.

Der alte Conrad und sein Nachbar Paul, zwei arbeitsame Ackerleute, standen um Pfingsten auf ihren Feldern und besahen die Aecker. Dabei führten sie mancherlei Reden unter einander. Denn der alte Conrad galt für einen weisen Mann in der ganzen Gegend. Auch hatte er vieler Herren Länder gesehen, und wußte Bescheid von allerlei Dingen. Paul aber war wißbegierig und gesprächsam und that viele Fragen über das eine und andere, was er gerne wissen wollte.

Als sie nun so da standen, rief der

Kuckuck nach seiner gewöhnlichen Weise, und Conrad und sein Nachbar Paul hörten ihm mit Wohlbehagen zu. Da sagte Paul: Es ist seltsam, immer das nämliche Lied und ewige Einerlei, auch ist nichts sonderlich anmuthiges in dem Ton — und dennoch hört man es gern! Und wenn er beginnt, so fragt im Dorf der eine den andern: Habet ihr auch schon den Kuckuck vernommen? und das junge Volk auf den Gassen ahmet seinen Laut nach — ja sogar in den Hausuhren treibet er sein Wesen und läßt darin seine Stimme erschallen, und auf den Jahrmärkten möchten einem die Ohren taub werden vor dem nachahmenden Geschrei! — So sagte Paul und sah seinen Nachbar an, was er dazu sagen möchte.

Da antwortete der alte Conrad und sprach: Freilich ist sein Lied nicht son-

derlich anmuthig und eher ein Geschrei zu nennen, und doch hört man's gerne. Aber das läßt sich deuten. Siehe er singet nur im Sonnenschein und in warmen schönen Tagen, wenn die Bäume grünen und blühen und die Felder den Segen verheißen! und verkündet den Menschen die Fruchtbarkeit des Jahres. Also ist dem Fröhlichen gut pfeifen und die Aussprüche der Reichen und großen Herrn an den vollen Tafeln werden immer gepriesen.

Da lächelte Paul und sprach: Aber er ist und bleibet doch nur ein Schreihals, und hat nichts Löbliches an ihm selber. Er bauet sich nicht einmal ein eigenes Nest und lebet andern Vögeln zur Last, denen er seine Eyer und Brut aufdringet. Dabei schwärmet er den

gan-

ganzen Sommer von einem Baum zum andern ohne Unterlaß. Um des Müßigganges willen ist mir das Thier zuwider vor andern. Aber wenn erst die kalten Winde wehen, und der Winter herannahet, was mag dann aus ihm werden? da wird der bittere Mangel ihn ein anderes lehren.

Da fiel ihm der alte Conrad in die Rede und sprach: Sey nur unbekümmert! weißt du denn nicht, was die Leute sagen, daß er sich im Winter in einen räuberischen Weihen verwandelt.? *) —

Ah! sagte Paul — da macht er es eben so wie der junge Till. Den lie-

*) Es ist eine gemeine Volkssage, wenigstens in einigen Theilen von Westphalen, daß der Kuckuck im Winter sich in einen Hühnergeier verwandle.

ßen auch die Eltern im Müßiggang aufwachsen, und als nun der Vater starb, da gesellete er sich zu den Räubern. — Und am Ende, fuhr Conrad fort, — gieng es ihm wie dem Weihen an meinem Scheunenthor!

Unter solchen Reden beschauten die beiden verständigen Ackersleute ihre frucht- und blüthenreichen Felder.

42.

Die Lieblingsblumen.

Gustav, Hermann und Allwina, die blühenden Kinder eines Gutsbesitzers, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thau und in den milden Strahlen der Morgensonne.

Die Kinder aber blickten voll Freude umher, und hüpften von einem Hügel zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen,

von der Rose, die auf dem Strauch wächset, bis auf das Veilchen, das im Verborgenen blühet, und das Haideblümchen, an welchem die Bienen saugen.

So erschien der Frühling des Lebens und des Jahres in lieblichem Bunde.

Darauf sprachen die Kinder untereinander: Lasset einen jeden von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling sey vor andern! Und sie freueten sich ihres Vorsatzes und sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen! riefen sie. — So wandelten die drei Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese! —

Bald erschienen sie wieder alle drei auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Straus seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie sich einander erblickten, hielten sie die Blumen hoch empor und jauchzten laut auf vor Freude. Darnach traten sie in der Laube zusammen und beschlossen einmüthig und sprachen: Nun soll ein jeder sagen, warum er sich diese erwählt hat!

Gustav, der ältere, hatte sich das Veilchen erkohren. Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Moos und Halmen, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Segnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt, und in schönen Liedern besungen, und jeder trägt ein Sträuslein, wenn er vom Felde

kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgebohrene Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum hab' ich es mir zu meinem Blümchen erkohren. —

Also sagte Gustav und reichte Hermann und Allwina einige seiner Blumen. Diese aber empfiengen sie mit inniger Freude Denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders.

Da trat Hermann hervor mit seinem Blumenstraus. Es war die zarte Feldlilie, die unter den kühlen Schatten des Wäldchens wächset, und ihre Blüthenglöckchen wie Perlen aneinander gereiht und weiß wie Sonnenlicht, erhebet. Sehet, sprach er, dieses Blümchen hab ich mir erwählt. Denn es ist ein Bild der Unschuld und des

reinen Herzens, auch verkündet es mir die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmückt. — Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdiget, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem alles lebet und webet? — Sehet, darum hab' ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkohren!

Also sprach Herrmann und reichte seine Blümchen dar. Und die beiden andern empfiengen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt.

Da kam auch Allwina, das fromme liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstraus. Es war das blaue zarte Vergißmeinnicht. Se-

het, ihr lieben Knaben, sprach das holde Mädchen, diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden! — Nicht wahr, sie glänzen, wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzt dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich hab' es mir zum Liebling erkohren, und geb' es euch beiden. So gab sie es den Brüdern mit einem Kuß, und die Brüder dankten mit einem Kuß. Und die Schutzengel der Kinder lächelten dem lieblichen Bunde der Unschuld.

So waren die Lieblingsblumen erkohren. Da sprach Allwina: Wir

wollen in zwei Kränze sie flechten, und den lieben Eltern sie weihen!

So flochten sie zwei Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Eltern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen.

Da freueten sich die Eltern ihrer guten Kinder und sprachen: Ein lieblicher Kranz! Liebe, Unschuld und Bescheidenheit in einander verschlungen! Sehet wie das eine Blümchen das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!

Aber es fehlet noch eines — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter.

Da wurden die Eltern bewegt vor

Freude, und umarmten die Kinder herzlich und sprachen: ein solcher Kranz ist doch herrlicher, denn Fürstenkronen!

43.

Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vögelein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen,

und bauete sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber samt seinen Kindern freueten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten! —

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!

44.

Der trübsinnige Sohn.

Es lebte einst ein reicher Mann, der besaß viele herrliche Güter und schöne Gärten und ernährte mancherlei Thiere, einige zum Nutzen und andere zum Vergnügen. Auch hatte er einen Sohn, den seine Seele liebte. Diesen sendete er in die Fremde, daß er Wissenschaft einsammelte und geschickt würde in allerlei Weisheit und Künsten. Und nach einigen Jahren kehrte er zur Heimath. Da freuete sich sein Vater sehr, und stellete ein Fest an. Aber der Sohn wandelte mißmuthig einher, und der Gram wohnte in seinem Herzen. Denn er dachte in sich

selber: Mein Vater liebet mich nicht und wird mich versäumen!

Da ward der Vater betrübt und wunderte sich und sprach: Mein Sohn, wandle doch nicht so trübsinnig, und laß nicht länger den Kummer in deinem Herzen wohnen. Wie sollte ich dein vergessen und dich versäumen! Siehe, ich ernähre so viele Diener, und allerlei Pflanzen und Thiere, die mir keinen Nutzen bringen. Wie sollt' ich denn dich verlassen, der du meines Geschlechts bist? —

Also sprach der freundliche Vater. Aber der Jüngling kehrte sich von ihm und senkte seine Augen zur Erde und wandelte trübsinnig, wie zuvor. —

Da führte ihn der Vater hinaus in den herrlichen Garten in eine Laube

auf der Anhöh', und sprach: Siehe, du liebtest von Jugend auf die Schönheit der Schöpfung und die Herrlichkeit des Feldes. Da haben wir dir zur Freude diese Laube erbauet, daß du rund um dich herschauen und dich freuen mögest. Am Fuß des Hügels fließet das Bächlein, und die Nachtigallen singen hier und bauen ihre Nester, und die Herrlichkeit des Frühlings glänzet nirgends schöner, denn hier! Darum sey fröhliches Muthes und guter Dinge, mein Sohn!

Also sprach der freundliche Vater. Aber die Stirn des Jünglings ward trüber, und er wandte sich weg von der lieblichen Anhöh' und senkte seine Augen zur Erde.

Bald nachher kamen die Jugendfreunde des Jünglings, und freuten

sich ihn wiederzusehen. Also freuete sich auch der Vater und dachte: Nun wird er sich erheitern und sein Herz sich aufthun und fröhlich seyn. Und er sprach zu ihm: Siehe, mein Sohn, da sind die Freunde deiner Jugend, und wünschen dein Angesicht zu sehen und sich mit dir zu freuen!

Aber der Jüngling wandte sein Antlitz und ward trübsinniger denn zuvor, und verbarg sich vor den Freunden seiner Jugend.

Sein Vater aber folgte ihm nach und war bewegt in seinem Herzen und sprach zu ihm: Ach, mein Sohn, warum thust du mir das? Was nützet dir die Weisheit und die Kunst der Fremde, wenn du die Freuden der Heimath also verschmähen willst? Freue dich doch in deiner Jugend der Güte deines Vaters, der herrlichen Gaben

der

der Natur und der süßen Reden der Freunde, die dich lieben! —

Da erhob der Sohn sein trübes Angesicht von der Erde und sprach: Ach, mein Vater — ich wandelte mit unschuldigem Herzen von hinnen; aber jetzt kann ich den Blick nicht erheben. Es lastet eine Sünde auf meiner Seele!

So sprach er und kehrte seine Augen zur Erde. Der Vater aber wandte sich um und weinete bitterlich.

45.

Diogenes.

Alexander, der König und Kriegsheld von Macedonien, hatte den griechischen Weisen Diogenes verlassen mit den Worten: Wäre ich nicht Alexander: so möcht' ich Diogenes seyn! Blos Parmenio, der Feldherr des Königs, blieb noch zurück bei der Tonne des Weisen. — Sonderbares Wort des Helden und Königs! sagte der Feldherr.

Nicht doch, erwiederte Diogenes. Dolmetsche es nur aus der Fürstensprache in die Volkssprache. Dann

lautet es: Ich fühle mich gedrungen, die Tugend der Selbstbeherrschung und Mäßigung zu verehren. — aber meine Ehrsucht wird mich ewiglich hindern, sie zu üben!

Parmenio fragte darauf: Verehrest du denn nicht unsern König, oder verweigerst du allein ihm den Namen des Großen?

Diogenes: Auch ich nenne ihn den Großen! —

Wem vergleichest du ihn denn? fragte der Feldherr.

Und Diogenes antwortete: Dem Berge Aetna auf Sicilien.

Der Feldherr erstaunte bei dieser Vergleichung. Darauf begann er:

Meinest du denn, daß Ehrfurcht ihn bewege zum Kampf gegen Persis?

Diogenes erwiederte: Sie ist die Gluth in seinen Adern. —

Parmenio: Aber er handelt bedächtig und überlegend — ihn leitet der kühle Verstand und die Ehre des Vaterlandes. Siehe die Ruhe auf seinem Antlitz. —

Diogenes: Schnee und Eis auf dem Scheitel des Berges. —

Parmenio: Er wird durch seine Siege die griechische Weisheit bis an den Indus tragen.

Diogenes: Erst Flammen und Blitze, und dann Staub- und Rauchwolken! —

Parmenio: Er wird Hellas zum glücklichsten und geehrtesten Volk erhöhn.

Diogenes: Gehe zum Aetna und

zu den Liparen, *) sie werden es dich lehren. —

Parmenio: Aber der Zögling des weisen Stagyriten wird sich mäßigen.

Diogenes: Weißt du, was Siciliens Volk von dem Aetna erzählt?

Parmenio: Laß mich es von dir vernehmen!

Diogenes: Der Riese Enkelados wollte, nachdem er die Erde unterjocht hatte, den Himmel stürmen. Da warfen die Götter den Aetna auf ihn. Wenn er sich regt, dann zittert Sicilien, und der Zorn seiner Nase ist die Flamme des Berges.

Parmenio: Wann wird er dann aufhören zu toben?

Diogenes: Wenn er, durch seine

---

*) Vulkanische Inseln.

eignen Flammen unterwühlt, in sich selber zusammenstürzt.

Du würdest also wohl nicht meinen Feldherrnstab für deinen Mantel eintauschen wollen? fragte lächelnd Parmenio. —

Diogenes erwiederte: Sollt' ich meine Tonne mit Mühe den Aetna hinauf wälzen, um am Rande seines Bechers zu wohnen? —

So sprach der Weise, und Parmenio gieng sinnend von dannen.

46.

Die beiden Tonnen.

Eines Morgens, als der weise Diogenes sich aus seiner Tonne erhob, um die Sonne aus dem Meere emporsteigen zu sehen, bemerkte er mit Verwunderung, daß die Morgenröthe statt Einer Tonne deren zwei umstrahlte. Ein vornehmer Jüngling hatte den Entschluß gefaßt, ein Weiser zu werden, wie der bewunderte und verspottete Diogenes, und in der Nacht seine Tonne gen Kenchräa*) gewälzt. Wohl! mein Sohn, sagte der Greis, ich

*) Hafen bei Korinth.

sehe, die Weisheit hat an dir sich einen Jünger erbeutet!

Der Jüngling lächelte über das Lob des verehrten Greises!

Diogenes aber nahm seine Tonne, wälzte sie gegen das Meer und stürzte sie hinein. Da schwankte sie auf den Wogen dahin.

Der Jüngling erstaunte. Da sprach Diogenes: Ich habe an dir endlich einen würdigen Schüler gefunden. Vollende nun deinen Sieg über dich selbst. Verschreibe mir deine Güter, und ich will hingehen, und sie den Armen vertheilen. — Der Jüngling antwortete: Ich habe noch einiges zu Hause zu beschicken! — ließ seine Tonne dahinten, und entfernte sich.

Da lächelte Diogenes und sprach: Die possierlichen Menschen! Sie meinen, es sey mit der Tonne genug!

Aber sie täuschen sich selber; wie woll- ten sie gegen andere wahr seyn können?

So sprach er und begab sich in die neue Tonne.

Der vornehme Jüngling aber blieb daheim, und schämte sich, und fühlte, daß er nicht eher als jetzt den ersten Schritt zur Weisheit gethan habe.

47.

Der Bienenstand.

In einer Stadt lebte ein edler menschenfreundlicher Mann, dem gieng es zu Herzen, daß die Kinder der Armuth so blindlings aufwuchsen und ihre Tage in Müßiggang verlebten. Da sprach er zu sich selber: Ich will sehen, daß ich dem abhelfe! So verwendete er seine Kenntnisse und sein Vermögen, um sein schönes Beginnen auszuführen. Aber die Menge war so verderbt, das Uebel zu groß und die Kräfte des Einzelnen zu gering, um das wohlthätige Werk zu vollenden. Es mißlang.

Da spotteten die Menschen des wohlwollenden Mannes, und sagten: Wie

sein hat er sein Werk vollendet! Nun ist er selbst ein Armer geworden! Einige aber sagten: Er hat Ehre und Gewinn gesucht, und Schimpf und Schaden gefunden. So sprachen sie und rümpften die Nase über ihn. Auch verließen ihn seine Freunde. Denn es waren Tischfreunde.

Darüber ward der Menschenfreund betrübt in seinem Herzen, und beschloß, die Menschen zu verlassen, und sich in eine einsame Gegend zurückzuziehen. So bauete er sich eine Hütte und pflanzte einen Garten fern von dem Gewühl der Stadt, in einer stillen Gegend. Hier befreundete er sich mit den Pflanzen des Gebirges, und den Vögeln des Waldes. Aber noch fühlte er sich nicht glücklich. Er forsch-

te in sich selber und sprach: Ich muß etwas neben mir haben, das treulich mich liebe und die Wahrheit und Treue mir zeige, die sich bei dem Menschen so selten findet. Dazu gab uns ja der Himmel das treueste unter den Thieren. — Er ging und brachte einen Hund in seine Hütte, und gab ihm einen Nahmen. Nun hatte er einen Begleiter und Genossen in seiner Einsamkeit. —

Als er nun eines Morgens in dem nahen Gebüsch wandelte, da sprach er zu sich selbst: Lebe ich doch im Schooße der Natur — und dennoch ist eine Leere in meinem Gemüthe. Was könnte mir noch fehlen? — indem er so redete, ward er eines Vögeleins gewahr, das seine Jungen im Neste ver-

pflegte. — O, rief er darauf, ein neuer Wink! der Mensch muß etwas haben, das er mit Sorgfalt verpflege!

So legte er sich einen Bienenstand an neben seiner Hütte.

Nun saß er Stunden und Tage lang in seiner Bienenhütte und bewunderte spähend die Emsigkeit und den Fleiß des kleinen Völkchens und entdeckte täglich neue Wunder in diesem thätigen Haushalt und Wirken, und die Bewunderung erfüllete seine Seele. Aber er schauete um sich, wem er seine Gedanken und Empfindungen mittheilen möchte. Und sein Hund blickte ihn freundlich an, aber er verstand ihn nicht. Da erhob er sich und gieng, und suchte die Wohnungen der Landleute auf, wo Bienenhütten stan-

den. Und sie nahmen ihn gerne auf, hörten ihm zu, besuchten ihn und lernten von ihm. Denn er lehrte sie manches von der Bienenzucht, was sie bisher nicht gewußt hatten, und wenn er von den Bienen aufhörte, dann redete er von der hohen Bestimmung und dem Ziele der Menschheit. Die Landleute aber glaubten ihm das eine wie das andere und gewannen ihn lieb, und priesen ihn als ihren Wohlthäter.

So führte die Natur und Wahrheit ihn wieder zu den Menschen zurück, von welchen Künstelei und Falschheit ihn entfremdet hatten. —

48.

Das Goldstück.

Der einzige Sohn und Erbe eines steinreichen Mannes, ließ auf den Tod seines Vaters ein großes und herrliches Schaustück prägen. Das Gold pries in vielen schönen Sinnbildern und Worten die Verdienste des Verstorbenen.

Darauf am Tage des prächtigen Leichenbegängnisses verschenkte der reiche Sohn und Erbe eine Anzahl dieser kostbaren Schaumünzen unter Verwandten und Freunden. Alle priesen die Großmuth des Gebers, die Schönheit des Goldstücks und die Verdienste des Verstorbenen.

Aber nicht lange darauf, bei einem köstlichen Gastmahl, erfuhr der reiche Erbe, und bald auch alle seine Freunde und Tischgenossen, daß jener ärmere Verwandte sein empfangenes Goldstück veräußert habe.

Das ist entsetzlich! — rief der reiche Sohn, stand entrüstet auf von der köstlich besetzten Tafel — entsetzlich! ein solches Kleinod in fremde Hände zu geben. Ich gab es aus Mitleid, aber nun seh' ich wohl, ich habe es an einen Schlechtdenkenden verschwendet.

Und auch an der köstlichen Tafel des reichen Mannes unter den Gästen war nur Eine Stimme der Verdammung, und jeder Gast trug sie in sein Haus und in die Stadt.

Da erschien der Verurtheilte selbst vor dem Sohn und Erben des reichen

Man-

Mannes, mit blassen abgehärmten Wangen.

Ein neuer Unfall, begann er, raubte mir auch noch den kleinen Rest meines Vermögens. Der Gram warf meine Gattin auf das Krankenbett, meine armen unschuldigen Kinder weineten um Brod — da gedacht' ich des einzigen sorgsam bewahreten Goldes — ich nahm es, und nun sagt die Welt . . . Er vermochte nicht weiter zu reden vor Wehmuth, und verstummete.

Aber der reiche Erbe wandte sein Angesicht von ihm weg und verließ ihn.

49.

Die Blumenlese.

Die zarte unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte gewann, redete sie von den Blumen, und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr? Denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinausgehen, sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen und sagte heimlich zur Mutter: Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! Und so gieng er hinaus in das Gefilde, zum

erstenmal. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt deucht' es ihm, als sey der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen.

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber gieng und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte, wie ein Börnlein, das aus Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereiht. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und lagerte sich auf weichem Moos' im Schatten einer Eiche. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanz des Frühlings und tausendfältiger Blüthen, und horchte dem Wechselgesang der Nachtigallen.

Aber er hatte sich müde gefreut. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigallen schläferten ihn ein.

So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens. —

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe! da erhub sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf; Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche; da erschrack der Knab' und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt; kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt vor diesem Wechsel der Dinge. —

Sohn der Freude, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?

Schon rauschen dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte

der erschrockene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. — Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand, und der Donner rollte schrecklicher; das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreuete alle seine sorgsam gesammelten Blumen über das Feld hin.

Da entstellte sich seine Gebehrde und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Lautweinend und durchnäßt erreicht' er endlich die Wohnung seiner Eltern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zür-

nens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt ward oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe herrscht' im Thal und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefild' entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuet und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme versüßen die Luft; aus

dunklem Gewölk steigt des Himmels Segen hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich erzeuge. —

Bald lockte der heitere Himmel den verscheuchten Knaben von neuem in das Gefild. Beschämt über seinen Unmuth gieng er in der Stille zurück, sein hinweggeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen, und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neubelebt. Der Hauch der kühleren Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien nach dem Gewitter und erquickenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörichten und ungerechten Un-

muths machte seine Freude sanfter und bescheidener. —

Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihrer irdischen Natur! —

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten, und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an, und lösete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blüthen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und auf den Blättern perlten Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir Andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?

50.

Die Canarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Nahmens Carolina, hatte ein allerliebstes Canarienvögelchen. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, goldgelb mit schwarzem Häubchen. Carolina aber gab ihm zu essen Saamen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches klares Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauren, und eines Morgens, als Carolina ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier,

und weinete sehr. Die Mutter des Mägdleins aber gieng hin und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben, und eben so lieblich sang wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinete noch lauter, als es das neue Vögelchen sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: Mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das gestorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist, denn jenes!

Da sprach das Kind: Ach, liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte.

Liebe Lina, antwortete die Mutter,

du hast sein ja sorgfältig gepflegt! —

Ach nein, erwiederte das Kind — ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabest, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen. So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens — denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes. —

Ach! sagte sie, wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe sein am Grabe der Eltern!

51.

Der Wein.

Auf der herrlichen Insel Chios lebte in alter Zeit ein edelgesinnter Mann, der aus dem Lande Asien herübergekommen war, und sich daselbst eine Wohnung erbaut hatte, nicht fern vom Gestade des Meeres. Auch hatte er hier an den sonnigten Hügeln Weinreben gepflanzt, die köstliche Frucht seines Vaterlandes. Diese wuchsen schöner, als er gedacht, und brachten den herrlichen Wein, den man Chierwein nennt, den schönsten, den Griechenland und die Inseln erzeugen.

Der Mann aber, — Philon hieß sein Name — war fromm und liebte

die Menschen. Deshalb dachte er bei sich sebst, wie er dem guten Wesen, das die Erde befruchtet und die Menschen ernährt, seinen Dank bringen möchte für die herrliche Gabe des Weines und den süßen Segen seiner Reben.

Da sprach er: Er hat mir Gutes erzeigt und mein Herz erfreut, ich will wiederum anderen Menschen Gutes thun und ihr Herz erfreuen. Das möchte wohl der beste Dank seyn, den ich dem Wesen, das nichts bedarf, zu bringen vermag.

So sprach er und that also, und erfreute und labte die Kranken und Traurigen rings umher, und die Fremdlinge, die zu ihm kamen.

Und die Kranken und Traurigen priesen die Kraft des Weines, und sagten: Es ist eine Gabe Gottes! Aber

höher noch priesen sie die Güte und Wohlthätigkeit des Mannes. Denn sie sprachen: Er ist ein Mann Gottes!

Eines Tages war ein Sturm auf der See, und das Meer gieng hoch und brausete. Da schwankte in der Ferne ein Schiff, und die Schiffer zitterten und zagten vor der Gewalt des Sturmes. Philon aber stand am Gestade voll Angst und Mitleid. Denn der Sturm nahm überhand und das Schiff trieb gegen die Insel Chios. Ringsumher aber waren viele Klippen unter dem Meer. Da trieb das Schiff gegen die Klippen und borst mitten entzwei, und ward verschlungen von den Wellen. Aber die Schiffleute retteten sich und schwammen auf Bret-

tern, und die Wellen warfen sie an das Gestade. Nur der Schiffsherr und der Steuermann waren bluttrünstig an Haupt und Gliedern, denn die Wellen hatten sie gegen die Felsen geworfen.

Da gebot Philon, sie in sein Haus zu tragen und goß Wein und Oel in ihre Wunden und erquickte sie mit dem ältesten und edelsten Saft seiner Reben. Und sie begannen zu genesen und schlummerten. Denn die Kraft des Weines stärkte und erquickte sie.

Zu dem Schiffsvolk aber sprach er: Gehet auch ihr jetzt hinein in meine Wohnung, auf daß ihr erquicket werdet. Und seinen Dienern befahl er, ihnen Brod und Wein zu reichen. Und es geschah also.

Darauf führte Philon die Edlern des Schiffes, reisende Schüler des

weisen Pythagoras, unter die Citronen und Palmen seines Gartens, und labete sie mit seinem Weine. Und als ihr Herz erwärmet war, öffneten sich ihre Lippen und sie redeten von Gott, von der Bestimmung des Menschen und der unsterblichen Dauer der Seele, und stimmten Lobgesänge an; und ihre Seelen flossen in einander, so wie der Saft der Beeren in einander fleußt und einen köstlichen Trank bildet. So saßen sie bei den bekränzten Kelchen und der Abendstern erhob sich über ihren Häuptern.

Da erscholl plötzlich ein Getöse aus der Wohnung herüber und ein lautes Geschrei vieler Stimmen. Da sprang Philon samt den weisen Männern auf, und sie liefen hinein, und er-

schracken. Denn die Kraft des Weines hatte die rohe Gemüthsart des Schiffsvolkes aufgeregt zum schrecklichen Streite. Sie hatten die Wohnung des wohlthätigen Mannes und sein Hausgeräthe zertrümmert und die friedsamen Becher des Weins in Waffen verwandelt. Die Erde troff vom Blut der Erschlagenen und Verwundeten und das Haus erscholl vom wüthigen Getöse.

Da ergrimmte Philon in seinem Geist und sprach: Ihr Frevler, ist dieses der Dank für meine Güte, womit ich euch von dem herrlichen Getränk gereicht habe, das ihr so schändlich entweihet. Wandelt zurück zu den Fluthen des Meeres, welchen ihr ähnlich seyd und die euch ausgeworfen haben! Ihr seyd nicht würdig, unter

meinem Dache zu wohnen, und der köstlichen Gottesgabe zu genießen! —

So sprach er, und warf sie hinaus in die finstere Nacht. Die andern aber führt' er hinein und bewirthete sie köstlich, und verpflegte sie, und erhob den funkelnden Kelch und sprach: Wir wollen nicht die herrliche Gabe Gottes den frevelnden Mißmuth entarteter Menschen entgelten lassen.

Auch die Sonne, die das Gewächs der Reben erzeugte und deren Glanz aus ihm hervorstrahlt, — wenn sie auf Moder scheint, brütet sie giftige Dünste aus.

So mißbrauchten auch die Menschen die himmlische Weisheit, die ihnen zum Trost und zur Freude gegeben

ward, zu Jammer und Blutvergiessen. Aber den Weisen und Stillen im Lande bleibt sie ein Baum des Lebens. —

52.

Abrahams Tod.

Als die Tage Abrahams, des göttlichen Mannes und Glaubenshelden sich neigeten, da legte er sich alt und lebenssatt auf sein Ruhebett, und rief seinen Kindern und Kindeskindern. Und sie stelleten sich in einem Kreis' um ihn her. Da sprach der Greis mit heiterem Antlitz: Kindlein, jetzt ruft mich der Gott, an welchen ich geglaubt habe! — und er segnete sie. Seine Kinder aber weineten und sprachen: Ach, daß die Stunde noch einmal vorübergienge! — Da antwortete er: Nein, meine Lieben! hab' ich alle Tage meines Lebens kindlich vor

ihm gewandelt in Wahrheit und Liebe, — wie sollte ich denn nun, da er ruft, zögern, zu ihm zu wandeln, — und nachdem er dieses gesagt, neigete er sein Haupt und verschied. Und die Gestalt des Todten war wie eines Schlummernden.

53.

Die Spinne.

Ein Knabe war mit seinem Vater hinausgegangen in den Weinberg. Da fand er eine Biene in dem Netz einer Kreuzspinne. Schon öfnete diese ihr drohendes Zangengebiß, um jene zu erwürgen. Aber der Knabe befreite die Biene und zerstörte dann auch das Gewebe des Raubthiers.

Der Vater des Knaben sah es und fragte: Wie kannst du, mein Sohn, den Witz und die Gewandtheit des Thieres so gering achten, daß du sein mühsam und künstlich Gewebe vernichtest? — Sahest du nicht, wie schön und regelmäßig die zarten Fäden

geordnet waren — wie kannst du denn zugleich so mitleidig und so hart seyn?

Der Knabe antwortete: Ist nicht der Witz der Spinne boshaft, und auf Mord und Verderben gerichtet? Aber die Biene sammelt Honig und Wachs in ihre Zellen. Darum befreit' ich die Biene und zerstörte das Gewebe der Spinne.

Der Vater lobte das Urtheil der unbefangenen Einfalt, die selbst den glänzenden Witz verdammt, der aus Selbstsucht entspringend auf Schaden und Verderben zielt.

Aber, fuhr der Vater fort — vielleicht hast du doch der Spinne unrecht gethan. Siehe, sie schützt unsere reifenden Trauben vor den Fliegen und

Wespen mit ihrem Gewebe, das sie darüber hinspannt.

Thut sie das denn, fragte der Knabe, um jene zu schützen, oder vielmehr um den eigenen Blutdurst zu stillen?

Nun freilich, antwortete der Vater — sie mag sich wohl wenig um die Trauben selbst bekümmern.

O, sagte der Knabe, dann hat das Gute, das sie ausübt, ohn' es zu wollen, auch keinen Werth. Der gute Wille ist ja nur das Gute und Schöne im Guten.

Wohl wahr! sprach darauf der Vater — der Dank dafür gebührt der Natur, die selbst das Schädliche und Feindselige zur Erhaltung des Guten und Nützlichen anzuwenden weiß. —

Darauf fragte der Knabe, warum sitzet die Spinne so einsam in ihrem

Gewebe, und die Bienen leben zusammen in geselligem Verein, und wirken gemeinschaftlich? So müßten die Spinnen auch ein großes gemeinsames Netz machen.

Liebes Kind, erwiederte der Vater, nur zu guten Zwecken können sich viele befreunden. Der Bund der Bosheit und Selbsucht trägt den Keim der Zerstörung in sich selber. Darum wollte die weise Natur nicht versuchen, was die Menschen so oft als unmöglich und verderblich erfahren.

Als sie nach Hause zurückgiengen, da sagte der Knabe: Hab' ich doch heute von dem häßlichen Thier einiges gelernt.

Warum nicht? — antwortete der Vater — die Natur hat das feindse-

lige dem Freundlichen, das Böse dem Guten zur Seite gestellet, damit das Gute neben jenem desto schöner und heller erscheine. Und so vermag der Mensch auch von dem Bösen zu lernen.

54.

Das Naturvölkchen.

In einer von Gebirgen umschlossenen Gegend des Landes Asien lebte ein kleines Völkchen in Einfalt und mit wenig Bedürfnissen. Einst war vor den Verfolgungen der Tyrannen der Erde ein Familienstamm hieher geflüchtet. Dieser starb bald nach seiner Ankunft und hinterließ in der Wildniß einige lallende Kinder. Aus diesen bildete sich das Völkchen. Es kannte wenig Sprachlaute, doch war ihnen eine Sage geblieben, es gebe ein übermächtiges Wesen, Gott genannt. Wo dieses Wesen sey und von welcher Gestalt, und wie es wir-

ke, davon wußten sie nichts. Doch verehrten sie den Bergstrom, der durch das Thal floß, als ihren Gott. Denn sie tranken aus seiner Fluth; und der Strom war das einzige Wasser des Thals und brausete furchtbar.

Plötzlich schwellte der Schnee der Bergkoppen den Strom an, so daß er das Thal erfüllete, und Menschen und Hütten mit sich fortriß. Da zitterten sie vor ihrem Gott und sprachen: Er zürnet wider uns; auf, lasset uns, sobald sich sein Zorn abermals erhebt, ihm unser Theuerstes weihen! So sprachen sie und beschlossen, sobald der Strom wieder anschwellen würde, um ihn zu versöhnen, ihre jüngsten Kinder in seine Fluthen zu werfen. Die Eltern weinten und erwarteten zitternd

den Tag des Opfers. So zerstörte der Aberglaube die zartesten Empfindungen in ihren Herzen. —

Der Tag des Opfers erschien, die Eltern brachten weinend ihre Kinder. Da trat ein Fremdling zu ihnen, den nannten sie Maho, das heißt: Sohn des Meers. Dieser sprach: Wollt ihr zu dem Bösen das Schlimmste fügen? Bekämpft den Strom! — Aber das Völkchen erstaunte und wich zurück. Manche sagten: er lästert Gott! —

Der Fremdling aber trug eine Leier in seiner Hand. Er griff in die Saiten und sang. Da versammelte sich das Völkchen um ihn her, und vereint in fröhlichen Kreisen folgte es den

Tönen seiner Leier in das Gebirge. Hier rissen sie Felsen los, und umdämmten den Strom. Da schmolz der Schnee des Gebirges, der Strom schwoll, aber er brausete gebändigt in seinen Schranken dahin.

Die Menschen staunten und riefen: Der Sohn des Meeres ist Gott! Er aber lächelte und sprach: dann seyd ihr alle Gott! Denn habt ihr nicht durch eigene Kraft den Strom besiegt? Ihr kanntet eure Kraft nur nicht. Erforscht und übet, was in euch liegt, dann werdet ihr anfangen, Gott zu erkennen!

Wo wohnet er denn? fragten sie nun unter einander. Maho aber antwortete ihnen nicht, sondern lehrte sie das Feld bauen und Bäume pflanzen.

Da

Da bemerkten sie, daß der Regen und Thau des Gewölks die Felder befruchte und Gedeihen von oben sende. Nun sprachen sie: Dort oben wohnet Gott! Das Gewölk ist sein Zelt, er befruchtet das Thal! Wir wollen ihm von unsern Früchten geben, daß er herniederkomme. — Da bauten sie auf einen Hügel einen Heerd, und zündeten die Erstlinge ihrer Früchte an, und ließen den Rauch emporsteigen, ihrem Gott zum süßen Geruch! — Denn sie sagten: Er wohnet in der Höhe! der Himmel ist sein Haus, und die Wolken sein Gezelt.

Unterdeß wurde das Thal, obwohl sie Gott nur wenig erkannten, immer schöner und herrlicher an Gewächsen und Früchten, und das Völkchen war

glücklich in Einfalt. Aber es verlangte sie sehr, den Unbekannten zu schauen, und sie sprachen zu dem weisen Mann: Mache uns ein Bildniß, wobey wir seiner gedenken mögen. Denn er kommt doch nicht hernieder! Da lächelte Maho und schnitzte ein feines Bildniß von menschlicher Gestalt, und sie stellten es in ein Gezelt, und nannten das Gezelt Haus Gottes. — Nun hörten sie auf zu fragen, wer und wo Gott sey. Denn sie hielten bald das Bild für Gott selbst, und legten ihm köstliche Sp isen vor, und aßen und tranken. Also erniedrigten sie das Höchste und dadurch auch sich selbst.

Dieses verdroß den weisen Fremdling und er trat hervor und sprach: Wohlan sehet ob dieses der mächtige

Unbekannte sey! Nun warf er Feuer auf das Gezelt ihres Gottes, und es verbrannte zu Asche samt dem Bildniß! — Da rief das Volk! Das Bildniß ist es nicht! — und sie sprachen von neuem: Wo finden wir ihn? Da sagte der Fremdling: Sehet die Bäume und Pflanzen wachsen und blühen in stiller Schönheit, und die Erde gebiert allerlei. Denn es umwehet und erquickt sie ein unsichtbarer Odem bei Tag und Nacht. Kennet ihr doch nicht die Gestalt und das Wesen des Odems, der Berg und Thal und Menschen und Thier erfüllet . . . Da rief das Völkchen: Nun wissen wir es, sein Nam' ist Odem! er umschwebet die Erde und wohnet auch in der Brust der Menschen und Thiere!

Aber der weise Mann antwortete: Grübelt nicht um Namen und Gestalt,

sondern seyd wohlthätig unter einander, wie der Hauch, der alles durchströmet. Dann wird der unsichtbare sich selbst euch nähern!

Darauf erhob sich unter dem Völkchen ein Mann von stolzer und neidischer Gemüthsart gegen den Fremdling. Denn er haßte diesen, weil das Volk seine Weisheit verehrte, und sie nannten ihn Zalmi, das heißt: der Düstere. Denn er entfernte sich von ihnen mit finsterem Aussehen.

Plötzlich aber erschien in dem Thal ein furchtbares Unthier, das aus der Ferne über das Gebirge kam, ein zottiger Löwe, der Thiere und Menschen anfiel, und dann mit blutiger Mähne in seine Kluft zurückkehrte. Die Be-

wohner des Thales meinten, es sey ein böses unterirdisches Wesen, und verbargen sich in ihren Hütten. Aber der weise Mann sagte: Wir müssen dem Ungeheuer begegnen, und zog hinaus an der Spitze des Völkchens.

Als sie nun der Wohnung Zalmi's sich naheten, da trat dieser hervor und höhnete Maho und sprach zu dem Volk: Er wird euch fein in den Rachen des Unthiers führen, daß er euer weniger mache und euch besser beherrsche. Er steht mit dem Unhold im Bunde! — Der weise Fremdling schwieg, aber dem Volke ward bange.

Unterdeß war Zalmi's Söhnlein hinausgegangen fern von der Hütte, und Zalmi liebte den Knaben sehr. Siehe, da kam der Löwe aus dem Walde und brüllte, und das Volk entsetzte sich und wich zurück. Der Löwe

aber fuhr auf das Knäblein mit offenem Rachen und leckte den Bart, und Zalmi samt der Mutter des Kindes standen von fern und rangen die Hände.

Da trat Maho dem wüthigen Thier entgegen, schlug ihm auf das Haupt, daß es taumelte, und umfaßte es also mit seinen Armen, daß ihm der Geist ausfuhr. Und nun trug er, obwohl ermattet und blutrünstig, das gerettete Söhnlein zu seinem bittern Widersacher. Da warfen sich der Vater und die Mutter des Knaben auf ihr Angesicht, und weinten und sprachen: Wir sind nicht werth, unsere Augen vor dir aufzuheben!

Da trat auch das Volk hinzu und wollte den Bezwinger des Löwen anbeten und sprach: Bist du ein Mensch oder der Unsichtbare in Menschengestalt, daß du solche Güte an deinem Feinde

erweisest, und dein eigenes Leben verachtest, um Gutes zu thun? Was ist das? —

Also das Völkchen. Aber der weise Fremdling sagte: Kinder ich bin ein Mensch, wie ihr. Eine leise Stimme in meinem Herzen gebot mir also zu handeln. Auch in euren Herzen redet eine solche Stimme. Darum preiset ihr meine That höher, denn meine Kraft. Und auch in der Seele unsers Bruders Zalmi, der mich hassete, hat sie nun laut geredet, so daß er sich auf sein Antlitz warf, und weinete! Und sehet, auch schon in dem Herzen des Kindes wohnet sie. Denn noch umfasset es meinen Hals mit seinen Aermchen und liebkoset mir. Sehet, ihr Lieben, das ist der Odem und die Stimme des Unsichtbaren in euren Herzen. Folget ihr dem, was sie ge-

beut, so werdet ihr ihn selbst besser erkennen. Denn das Göttliche ist uns nirgend näher, als in unserm eigenen Herzen!

Da rief das Völkchen: Jetzt sehen wir wohl, daß es nicht der Wohnung, noch des Bildes und Nahmens bedarf! Und sie verehrten von der Zeit an den unsichtbaren Geist durch Glauben und Liebe in kindlicher Einfalt, und die Augen wurden ihnen immer mehr aufgethan. Und sie fragten nicht ferner: Wo und von welcher Gestalt Gott sey.

55.

Salomo.

Salomo, der weise König von Israel, hatte mehr denn dreißig Jahre auf dem Stuhl seines Vaters David gesessen, und alle Schätze der Erde um sich versammelt, und alle Freuden des Lebens genossen. Da verfinsterte sich eines Tages das Antlitz der Sonne und es ward finster im ganzen Lande einige Stunden lang. Salomo aber saß auf der Zinne seines Palastes und war betrübt in seinem Herzen, und seine Seele ward düster.

So saß er bis in die Nacht, da das Heer der Sterne über seinem Haupt

am hohen Himmel stand. Und er erhub sein Antlitz zu dem gestirnten Himmel und sprach: Die Heere Gottes über der Sonne wandeln alle im ewigen Glanz und stehen in unverwelklicher Schönheit ohne Wechsel des Lichts und der Finsterniß: aber das große Licht des Tages, das der Erde leuchtet, hat schon Flecken und Stunden trüber Verfinsterung — und der Mond ist wandelbar ohne Unterlaß; und unter dem Monde sind die flatternden Sternschuppen, und der wallende Nordschein, Kinder des Augenblicks, — und nah an der Erde hüpft der täuschende Dunst des Sumpflichts. — — Ach! ihr Freuden der Erde! — seufzte der König, euch sucht der Sterbliche zu erhaschen und doch reicht sein Auge bis über die Sterne hinaus!

So saß er lange Zeit und blickte gen Himmel. Darauf stieg er hernieder und predigte: Alles ist eitel unter der Sonne!

56.

Duschmanta.

Duschmanta *) war der reichste unter den Königen von Indien, und seine Pracht und Herrlichkeit hatte kein Ende. Aber er wurde stolz und übermüthig in seinem Ueberfluß und verschloß sein Herz vor den Geringeren seines Volkes, und neigete nur seinen Zepter den Fürsten und Hohen, die um seinen Thron standen.

Darüber betrübte sich ein alter Brame, der Duschmanta's Lehrer ge-

*) Der Nahme des Indischen Königs in der Sakontala.

wesen war in den Tagen seiner Jugend. Und er verließ seine Einsiedelei, streute Staub auf sein Haupt und stellte sich an den herrlichen Thürpfosten des königlichen Pallastes.

Da bemerkte ihn der König und ließ den Bramen vor sich kommen. Warum, fragte er ihn, erscheinest du in den Zeichen tiefster Trauer, und Staub bedeckt dein graues Haupt? —

Der Bramin antwortete: Als ich dich verließ, da warest du der reichste aller Beherrscher Indiens, die jemals auf deinem Thron saßen. Denn Brama hatte dich überschwenglich gesegnet, und mit Freuden verließ ich das Haus meines Königs und Herrn. Nun aber vernahm ich in meiner Einsamkeit, daß alle jene Fülle dir verschwunden, und die tiefste Armuth dein Loos ist! —

Duschmanta vernahm diese Worte

mit Verwunderung und lächelte: Welcher Thor, sprach er, hat dir solche Unwahrheit berichtet? siehe doch nur diesen Pallast, die Lustgärten, die ihn umgeben, die Diener, die meines Winkes harren. —

Der Greis antwortete: Alles dieses ist nur Täuschung, die umsonst die Augen des Weisen zu verblenden sucht. Indiens Beherrscher ist von seiner Fülle in Armuth versunken! —

Der König erstaunte über die Worte des weisen Bramen, und sprach: Wer ist denn der Gewährsmann und Zeuge, der mehr gelte als der Blick meines Auges und das Gefühl meiner Hände?

Da erhob der Greis seine Stimme und sagte: Die Sonne, das Sinnbild der Wahrheit unter dem Throne Brama's, die Regenwolke über unsern

Häuptern und der Fruchtbaum vor meiner Hütte verkünden und zeugen mir deine Armuth.

Duschmanta verstummte — aber der Greis fuhr fort: Daß Brama die Königin des Himmels mit ewiger Fülle des Lichtes und der Wärme schmückte, sagen mir die Strahlen, die von ihrem Aufgang bis zum Niedergang auf jedes Hälmchen, und so gut auf meine Hütte, als deinen Pallast ihr entströmen, und in jedem Thautropfen wie in dem Meere sich spiegeln. — Die Wolke, wenn sie voll ist, wandelt sie über Thäler und Höhen, ihren Segen herniedersendend, und tränket mit ihrem Reichthum die durstende Scholle und das Gebirge. — Der Fruchtbaum neiget die Fülle seiner gesegneten Aeste zur Erde hinab. — So verkündiget und zeugt die Natur, daß Brama sie

mit Reichthum gesegnet habe. — Du aber gleichst einem Felsen, dessen Born vertrocknet ist. —

Hast du hieran noch nicht genug, Duschmanta, so frage auch noch die Thränen deines Volkes, und dann blähe dich im Angesicht Brama's und seiner Schöpfungen auf deinen Reichthum! —

So sprach der Einsiedler und kehrte zu seiner Hütte zurück. Duschmanta aber nahm die Worte des Bramen zu Herzen und ward von neuem der Wohlthäter und Segen seines Volkes.

Darauf eines Tages begab er sich in die Einsiedelei des Braminen, und rief ihn aus seiner Hütte und sprach: Ich darf jetzt wieder in den Strahlen des Sonnenlichtes und vor dem Angesicht deiner fruchtbeladenen Bäume erscheinen. Aber es fehlt noch eins. —

Was

Was könnte, fiel der Bramin ein, dem Fürsten noch fehlen, der seines Landes Segen und des Volkes Vater ist? —

Den Dank meines Herzens, antwortete Duschmanta, der Weisheit darzubringen, die mich auf den rechten Weg geführt und gelehret hat, daß das fröhliche Antlitz des Volkes der einzige Reichthum seines Fürsten und Führers ist. Ich war arm geworden, du hast mich wieder überschwenglich reich gemacht!

So sprach der Fürst. Der Greis aber umarmte ihn mit Freudenthränen, und segnete ihn.

57.

Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfs saßen um ihn her und höreten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?

Da trat ein Knabe auf und sagte: Ich könnte wohl ein Gleichniß davon

erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird?

Erzähle du nur nach deiner Weise! antwortete der Lehrer, und der Knabe begann:

Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegesmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen.

Ich gieng, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden.

Es war eine dunkle Herbstnacht.

Der Wind brausete und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verlohren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bei mir, also möge wohl dem Menschen ums Herz seyn, der mit bösem Gewissen wandelt.

Kindlein, sagte darauf der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte? —

Ach nein! riefen die Kinder allzumahl und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: Ein andermal gieng ich des nehmlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da

kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dachte ich wieder bei mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat. —

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich: Ja! wir wollen auch gute Menschen werden!

58.

Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrete sie. Dann gieng sie hinaus zweimal am Tage auf den Hof, und streuete die Krümchen hin. Und die Vögelein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte.

Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblicks, und sprachen: Warum thust du das Minna?

Es ist ja alles mit Schnee und Eis bedeckt; antwortete Minna, daß die Thierchen nichts finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren.

Da sagte der Vater: Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen!

Die kleine Minna antwortete: Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen? —

Der Vater aber blickte die Mutter des Mägdleins an und sagte: o du heilige Einfalt!

59.

Johannes und Petrus.

Einst saßen Johannes und Petrus beisammen und redeten von den verflossenen Zeiten, als der Herr noch unter ihnen wandelte, und sie kamen auch auf die Salbung zu Bethanien. Da sprach Petrus: weißt du noch, wie ernst er auf Judas hinblickte, als dieser sagte: Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen und den Armen gegeben worden? Und uns blickte er freundlich an, obwohl wir den Worten Judas beistimmten. —

Da antwortete Johannes: Ich fragte den Meister, da sprach er zu mir: Ihr redet nicht recht, aber ihr thatet

es in der Einfalt eures Herzens und aufrichtiglich, wie ihr es meinetet. Wie sollte ich denn über euch zürnen, und euch nicht sanftmüthig belehren? — Aber jenem fehlte die erste der Tugenden, die Wahrhaftigkeit. So sagt' er. Und verrieth er nicht auch, fügte Johannes hinzu, — kurz nachher den Meister mit einem Kuß? —

So sprach der Lieblingsjünger. Dem ernsten Petrus aber traten die hellen Thränen in die Augen; denn er gedachte nun, daß auch er einmal der Wahrheit untreu geworden.

60.

Der Hirt des Volks.

Samuel, der Richter in Israel, war betrübt um Saul, den er zum König gesalbt hatte. Denn er that übel und regierte das Volk schlecht. Da geschah das Wort des Herrn zu ihm und sprach: Wie lange willt du Leide tragen um Saul? Seiner Herrschaft wird bald ein Ende werden. Darum gehe hin zu den Söhnen Isai, und ersieh dir einen, der würdig sey, ein Hirte des Volkes zu werden.

Und Samuel kam gen Bethlehem, und sah Isais Söhne, und wollte Eliab erwählen. Denn Eliab war von schöner Gestalt, und seine Person war

groß. Aber der Geist des Herrn hinderte ihn und sprach: Ein Mensch siehet was vor Augen ist. Der Herr aber siehet das Herz an!

Da ward Samuel irre, und erforschte die Herzen der Söhne Isai, auf daß er den Besten erwählte. Und er fragte Isai: Sind das die Knaben alle? Er aber sprach: Es ist noch übrig der kleinste, und siehe, er hütet der Schaafe auf dem Gebirge.

Da dachte Samuel: Ich will, ehe er kommt, sein Wesen und sein Herz erforschen, damit ich dem Volk einen guten Führer gebe! und er gieng hinaus in das Gebirge, und verbarg sich in eine Höhle. David aber hütete die Heerde vor seinen Augen.

Siehe, da kam ein Löwe und ein Bär von dem Gebirge. Und der Löwe trug ein Schaaf aus der Heerde. Der

Jüngling aber sprang hinzu, ergriff den Löwen bei seinem Bart, und rettete das Schaaf aus seinem Maul, und erschlug ihn. Darnach auch den Bären desgleichen.

Da erstaunte Samuel über die Kraft des Jünglings, und verwunderte sich — aber er zögerte noch in seinem Herzen und zweifelte und sprach: Wohl sah ich seine Kraft und die muthige Seele des Jünglings. Aber der Herr siehet das Herz an! — Nun schauete er ferner.

Siehe, da setzte sich der bräunliche Hirt an den Hügel, und nahm seine Flöte aus der Tasche, und spielte den Schafen allerlei Lieder. Sein Hund ruhete neben ihm, die Lüfte spielten mit seinen Locken, und die Lämmer drängten sich um ihren Hirten. So saß er in ihrer Mitte und flötete. Und

als er schwieg, da drängten sich die Schafe empor an ihn, leckten ihm die Hand und den Hirtenstab, und ruheten zu seinen Füßen. —

Da zweifelte Samuel nicht länger, sondern rief: Wohl mir, ich habe einen Mann gefunden, zum Hirten der Menschen erkohren! denn es ist Kraft und Milde in ihm. — Und des Herrn Wort geschah zu Samuel und sprach: Auf und salbe ihn — er ists!

61.

Salomo und Nathan.

Nathan, der weise Lehrer des Jünglings Salomo, war sehr bekümmert um seinen Zögling und trauerte in seinem Herzen. Denn Salomo liebte den Wein über die Maaßen, und gesellete sich zu bösen Buben und trank mit ihnen, also daß er trunken ward und sein Herz verkehrte Dinge redete. Darüber trauerte Nathan, denn er kannte die edlen Anlagen des Jünglings, und wußte, daß er einst dem Volke vorstehen sollte.

Aber Salomo vergaß die Lehren des göttlichen Propheten, und verlebte Tage und Nächte im Taumel.

Da trat eines Morgens ein Bote zu ihm und sprach: Siehe! ich gieng vor dem Weinberg meines Herrn des Königs vorbei, da sah ich einen Knaben, der riß mit gewaltsamer Hand die Reben von ihren Stützen, zerraufte das Laub, und warf den Weinstock zur Erde, und trat die köstlichen Trauben mit seinem Fuß in den Staub. —

Da ergrimmte Salomo der Jüngling in seinem Geist, nahm sein Schwert, und lief in den Weinberg des Königs und rief: Mit seinem Blut soll er den schändlichen Frevel büßen, daß er die köstliche Frucht zernichtet!

So rief er in dem Grimm seines Herzens. Da trat Nathan ihm entgegen und fragte den Jüngling: Wem zürnest du also mit dem Schwert in der Hand? —

Salomo aber erzählte dem weisen Nathan die Bothschaft, die ihm zu Ohren gekommen, von dem Verwüster des Weinbergs.

Da sprach Nathan: Und darüber zürnest du, und dein Antlitz ist wie der Blick des jungen Löwen! — —

Salomo aber antwortete und sprach: Sollte ich nicht den Frevel bestrafen, der die herrlichste Gabe der Natur ihrer Zierde beraubt und die Frucht in den Staub tritt, die der Himmel zur Freude der Menschen bereitet?

Da sagte Nathan mit gerührtem Herzen: Ach Lemuel, stecke dein Schwerdt in die Scheide! Ich war es, der dir den Boten sendete. Dem Weinberg ist kein Leides wiederfahren. Aber zu Salomo blickt das Volk wie zu einem blühenden Weinstock und erwartet Freude und Segen von ihm —

und Salomo vernichtet in sich selber das Schönste, was ihm Gott verlieh, und verkehret die Weisheit seines Herzens durch Unmäßigkeit! Wirst du denn noch ferner seyn, wie einer, der mitten im Meere schläft, und wie ein Mann, der oben auf dem Mastbaum schlummert?

So sprach der weise Lehrer des Jünglings, und Salomo schlug in sich, und wenn er den Wein ansah, wie er im Glase so schön stehet, gedachte er des Weinstocks, den der Ruchlose in den Staub warf, und er ließ ab von seiner vorigen Weise, und der Herr verlieh ihm Weisheit und Verstand.

62.

Der Mann und das Weib.

Als der Stammvater des Menschengeschlechts und sein Weib, die Mutter der Lebendigen, den lieblichen Garten Eden verlassen hatten, trauerten sie viele Tage lang und sprachen unter einander: Wie wird nun unser Wandel seyn auf Erden, und wer wird uns leiten? Darnach traten sie zu dem Cherub mit dem flammenden Schwerdt, der den Garten Eden bewahrte, und Eva lehnte sich an ihren Manne, und barg sich hinter ihm, als sie zu dem himmlischen Wächter traten.

Adam aber flehete und sprach zu dem Cherub: Ach! es werden nun nicht

ferner wie vorhin die Bewohner des Himmels mit uns wandeln. Denn wir sind unheilig worden, weil wir gesündiget haben. Darum bitte du den Schöpfer der Welten für uns, daß er von den Engeln, seinen Dienern, die die Gestirne in ihren Kreisen führen, einen hernieder sende, uns zu leiten auf richtiger Bahn!

Da antwortete der ernste Cherub: Der Mensch hat sein Gestirn in sich selber, das ihn, obwohl er gefehlt hat, über die Sterne und Sonnen erhebt, die am Himmel wandeln. Ihm folgt! —

Da flehete Adam von neuem und sprach: O so gieb du, tiefsinnender Diener Jehovahs, uns ein Bild, auf welches wir schauen und dem wir folgen, damit wir nicht von neuem un-

serer Bahn verfehlen. Denn einmahl vom Guten abgewichen, verschließet sich unser Aug' und Ohr leichtlich dem Licht und der Stimme des Innern. So zeige du uns denn ein Bild, dem unser Wandel gleiche!

Da sprach der denkende Cherub zu Adam, dem Manne: Als der Ewige dich aus dem Staube bildete, und im Strahl des Morgenlichts den Odem des Lebens dir einhauchte, da erhobst du dein männliches Haupt gen Himmel empor, und dein erster Blick war auf die Sonne gerichtet. — Wohlan denn, sie sey das Bild deines Wandels! Mit freudigem Antlitz betritt sie die hohe Laufbahn und beginnet ihr Tagwerk. Sie weicht weder zur Rechten noch zur Linken. Licht und Segen verbreitend wandelt sie einher. Sie lächelt des Sturms, der unter

ihren Füßen braust, und tritt mit schönerem Antlitz aus dem sie umhüllenden Gewölk hervor, und im Glanz ihrer Herrlichkeit beschließt sie ihre segenreiche Heldenbahn. Ernster Mann, sie sey Vorbild deines Wandels auf Erden!

So sprach der Cherub und der Sohn des Staubes neigete sich vor ihm und verstummte.

Da trat erröthend die holde Mutter der Lebenden zu dem himmlischen Boten, und flehete mit lieblicher Stimme: Ach, auch mir, du heiliger, ein Wort des Trostes und der Lehre! Wie vermöchte das schwache Weib zu dem hohen, glänzenden Gestirn des Tages emporzuschauen, und in seiner Bahn zu wandeln?

So flehete Eva und der Cherub erbarmte sich des zatren Weibes und sprach mit lächelndem Antlitz: Als der Allgütige dich bildete, und im Glanz der Abendröthe den Odem des Lebens in deinen Busen hauchte, da blicktest du nicht zum Himmel empor, sondern dein Auge ruhete auf Edens Blumen und Halmen, und auf den duftenden Stauden und fruchtbeladenen Bäumen des lieblichen Thales, und dem rieselnden Quell, der durch sie dahinfleußt. So sey denn dein Wirken gleich dem stillen Wandel der mütterlichen Erde! Ohne Geräusch und blendenden Glanz wandelt sie ihre ruhige Bahn. Still und unmerkbar bringt sie Gräser, Halmen und Bäume, Quellen und Bächlein aus ihrer Fülle hervor; leise und unbemerkt pflegt und erzieht sie in ihrem Schooß ihre Kinder zur Blüthe

und Frucht, und ihre eigene Schöpfung ist ihr Schmuck! Zartes Weib, sie sey das Vorbild deines Wandels auf Erden. Und euer Bund, sprach der Cherub, Mann und Weib, er sey der zarte Bund der himmlischen Lichter!

So sprach der Cherub. Und es erhob sich ein sanftes Säuseln von Eden her, und der Geist des Herrn war in dem Säuseln, und zeugete den Worten des Cherubs.

Adam aber und Eva sein Weib warfen sich auf ihr Antlitz und beteten an, und Eva zitterte sehr und weinte.

Zueignungs = Parabeln

an

Luise

der allgeliebten, allverehrten

Königin.

63.

Assaph.

Assaph, der herrliche Sänger und Harfenspieler, saß in der Stunde der Mitternacht in dem oberen Gemach seines Hauses. Seine Harfe stand vor ihm, von den Strahlen des Mondes beleuchtet, und sein Antlitz glühete. Denn er sann auf ein Loblied, dem Herrn zu Ehren, der den Himmel und die Erde erschuf und alles was darinnen ist. So saß Assaph und sann, und die Harfe ruhete vor ihm. —

Da gedachte er: Ich will hinaufgehen auf die Zinne des Daches, die Herrlichkeit des Sternenhimmels zu

schauen. Herrlicher wird dann auch mein Lied ertönen.

So sprach er und trug die Harfe auf die Zinne des Hauses, und blickte gen Himmel, und sah Orion, und den Wagen am Himmel, und die Glucken und die Sterne gegen Mittag und das ganze Heer des Himmels, das schweigend über seinem Haupt wandelte in ewigem Glanz. — Und unter ihm lag die heilige Stadt und die Thäler und Gebirge im Lichte des Mondes, und die Menschen schliefen in der Stille der Mitternacht.

Und der Hauch der Mitternacht spielte in seine Harfe, und die Saiten bebten.

Aber Assaph verstummte und schwieg und lehnte sein Haupt auf seine Harfe und weinte.

Und als der Tag erschien, und das Volk zu dem heiligen Berg emporwallete, und das Gewühl der Menschen erscholl, da erhub sich Assaph, und stieg hernieder und stürmt' in die Saiten der Harfe. Und sein Geist schwang sich auf den Flügeln des Gesangs über das Gewühl der Menschen empor.

64.

Eliab.

In dem heiligen Lande lebte ein Mann, Nahmens Eliab, den hatte Gott mit irdischen Gütern gesegnet; so war er auch wohlbewandter in der Weisheit des Morgenlandes. Aber alles dieses vermochte nicht seinem Herzen Friede zu geben. Darum wandelte er oftmals traurig, und wünschte sich den Tod. Denn er sprach: Was ist das Leben anders, als ein ewiger Kreislauf voll Unbestand und doch nur einerlei; der Mensch lebet im-

immerdar im Streit, und seine Tage sind wie eines Tagelöhners.

Da trat ein Mann Gottes zu ihm, und zeigte Eliab eine Pflanze von wundersamer Heilkraft.

Eliab aber sprach: Wozu mir diese Gabe? Gesundheit fehlet mir nicht, aber meine Seele ist krank. Es wäre mir besser, ich stürbe.

Sie soll deinem Herzen wohlthun! sprach der Mann Gottes. Nimm diese Pflanze, und heile damit sieben arme Kranke, und dann, wofern es dich gelüstet, magst du sterben.

Da that Eliab nach dem Willen des Mannes und forschte das Elend in den Hütten. Er heilete sieben

Kranke und that den Darbenden wohl von seinen Gütern.

Darauf trat der Mann Gottes wieder zu ihm und sprach: Hier bring' ich dir ein Kraut des Todes. Nun magst du sterben! Eliab aber rief: Nein, da sey Gott vor! meine Seele wünschet nicht ferner den Tod. Denn ich habe nun denn Sinn und die Bedeutung des Lebens erkannt.

Da lächelte der Mann Gottes und sprach: Ich gedacht' es wohl. Denn du bist nun deines göttlichen Wesens, das dir verborgen war, durch die That inne geworden! Wie könntest du noch eigensüchtig des irdischen Lebens und seines Unbestandes gedenken.

Darauf sagte Eliab zu dem Mann

Gottes: Deine Weisheit hat meiner Seele den Frieden wieder gegeben! Aber mein Handeln erscheinet mir doch nur klein und gering. Ich vermag dem Armen und Bedrängten nur das Aeußere zu reichen — nur ihre Hütte vermag ich zu erhellen mit meinem Ueberfluß — aber zu ihren Herzen ist mir der Zugang verschlossen. —

Wohl dir! antwortete der Mann Gottes, daß du deine Gaben in Demuth ertheilest! Darum soll dir auch das Höhere gegeben werden!

Nach diesen Worten führte er Eliab in seinen Garten zu einem Rosenstrauch. Es war aber eine große Dürre im Lande, und der Rosenstrauch stand auf sandigem Boden wie verdorret, und seine Knospen neigeten sich zur Erde.

— Da gebot der Mann Gottes Eliab, herniederzugehen zu dem Born und eine Schaale mit Wasser zu füllen. Eliab that, wie ihm geboten war, und besprengte den Rosenstrauch. Und der Strauch blühete von neuem auf, seine Blätter grüneten, und nach einer Weile erhoben sich die Knospen und blüheten und hauchten ringsumher den lieblichen Duft aus.

Siehe, sprach der Mann Gottes, — also erhebt auch der erquickte Arme, Dank und Liebe athmend, sein Antlitz zu Gott empor und blicket mit fröhlichem Vertrauen unter den Menschen umher. Denn du warest ihm ein freundlicher Bote Gottes und der Menschheit. —

Wie muß ich denn meine Wohlthat ertheilen? fragte Eliab. —

Da antwortete der Mann Gottes: In Demuth, als ein Mensch, und unsichtbar wie Gott.

Aber wenn ich vor ihm stehe, und er mir danken wollte? —

Der Mann Gottes antwortete: Nun, so sey deine Hand die Hand des Bruders, und der Hauch deines Mundes öffne ihm den innern Himmel deines Herzens, der dir Wohlthat sendet. —

·65·

Die Schaafschur.

Eine Mutter nahm ihr Töchterlein Ida mit hinaus, die Schaafschur anzusehn. Da jammerte das Mägdlein sehr und sprach: Ach, wie grausam die Menschen sind, das arme Thier so zu quälen!

Nicht doch, erwiederte die Mutter. So hat es ja der liebe Gott verordnet, daß die Menschen sich damit bekleiden mögen. Denn sie werden ja nackend gebohren.

Aber, sagte Ida, nun müssen die armen Schäfchen doch frieren.

Ach nein! antwortete die Mutter: Er giebt dem Menschen das erwärmende Kleid, und sendet dem geschoorenen Lamm die milden Sommerlüftchen.

66.

Die Morgenröthe.

Früh, in der Dämmerung des Tages, wandelte der weise Hillel mit seinen Jüngern in der Nähe des Gebirges Hermon. Und sie redeten unter einander von dem Glauben an die höhere Welt und von der göttlichen Weisheit.

Da fragten ihn seine Jünger und sprachen: Rabbuni, wem vergleichst du die göttliche Weisheit?

Hillel erhob seine Hand und sprach: Sehet, dort strahlet ihr Bild, die Morgenröthe! Noch verhüllet Nebel

und Dämmerung die Gebirge und Thäler, schweigend ruhet die Erde und harrend, aber schon öffnen sich still und allmählich die Thore des Himmels. —

Wir verstehen wohl, sagten die Jünger — sie kommt von oben und nahet sich der stillen gläubigen Demuth.

Hillel erhob von neuem seine Hand zur Morgenröthe und sprach: Sehet, jetzt neigt sie sich freundlich zur dunkeln schlummernden Erde. Schon ergeußt sich über Thäler und Höhen ein sanfter, lieblicher Schimmer, und die todte Schöpfung erscheint in überirdischem Glanze. —

Die Natur gewinnet Sinn und Bedeutung — sagten die Jünger.

Schauet, sprach der Lehrer, wie sanftwallend ihr Lichtstrom dicht an der

Erde ruht, wie ein Band, das die Erde mit dem Himmel vereint. —

Den Menschen mit Gott — sprachen leise die Jünger.

Sie giebt zwar nicht die Helle des Tages, noch umschwebt sie ein feierliches Helldunkel; aber sie verkündet mit ihrem milden Glanz den Born des Lichts, der hinter ihrem Schleier ruht. — — Wir nächtlichen Wanderer blicken mit Zuversicht und Freude zu ihr hinauf. Denn wir wissen, daß sie den Tag verheißt. —

Vernehmet ihr, wie Hermon duftet und neugestärkt die Halmen grünen und die Knospen aufblühn im Glanz der Morgenröthe. Aus ihrem Schooß gebohren, sank der Thau hernieder. Seht, wie er funkelnd auf je-

dem Blättchen und Grashalm ruht, gleich den Perlen des Morgenlandes. —

So erzeuget der Glaube die Liebe! flüsterten die Jünger.

Auch das Licht und die Kraft! antwortete Hillel. Hebet eure Augen empor, — fuhr er fort, indem er den Arm gegen die Morgenröthe ausstreckte — jetzt sendet sie den jungen Tag. Gestärkt an ihrem mütterlichen Busen und sein Haupt bekränzt mit ihren goldenen Strahlen betritt er voll Kraft und Muth seine Bahn. Wolken und Stürme verdrängen ihn nicht. —

Ein Bild des Menschen, dessen Herz die göttliche Weisheit erfüllt, riefen die Jünger.

Auf hohem himmlischen Pfade, fuhr Hillel fort, wandelt er still und kräftig einher und spendet tausendfachen Segen, ein Sohn der Morgenröthe.

Wenn er seine Bahn vollendet hat, ehe die Nacht kommt, erscheint sie wieder als Abendröthe und empfängt ihn mit mütterlichen Armen.

67.

Patmos.

Als von dem gekrönten Wütherich verbannt der heilige Johannes auf Patmos gelandet war, warf er sich nieder an einen Felsen und trauerte bis tief in die Nacht.

Plötzlich erhellte sich das Dunkel, und von röthlichem Schimmer umflossen traten Raphael und Salem, die beiden Schutzengel des Lieblingsjüngers, zu dem Traurenden. Der graue Fels erglänzte wie ein Gewölk im Abendroth.

Was jammerst du, Johannes? fragten die Himmlischen.

Er antwortete und sprach: Die Ereignisse des Tages lasten schwer auf meiner Seele. Der Tyrann erwürgt die Bekenner der Wahrheit zu Tausenden, die Freunde des Erstandenen werden zersprengt, und ich muß ferne von ihnen seyn.

Salem lächelte und sprach! Standest du nicht auf Golgatha, als der Erhabene sein Haupt neigte, und nach dreien Tagen an der leeren Felskluft?

Ich weiß wohl, antwortete der Apostel, — die Wahrheit wird siegend aus dem Kampf hervorgehn. Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Aber diese Tren-

nung von den Duldern und Zeugen der Wahrheit, die ich liebe. — — Ach! ich sehe nur die Bedrängnisse des Tages.

Wohlan, sagte Raphael, — wenn die Gegenwart so schwer auf deinem Geiste ruht. — — Zwar die Flügel des Seraphs vermag ich dir nicht zu geben, so lange du noch im Staube wallest — — aber du sollst ihrer auch nicht bedürfen.

So redete Raphael und berührte die Stirne des Verbannten. Da ward sein Auge hell. Er schauete durch das dunkle Gewölk bis in das Heiligthum des Himmels, hörete das Wandeln der Sterne, und erblickte die Wahrheit siegprangend in ihrem himmlischen Glanze.

Salem aber reichte ihm die Harfe und verlieh ihm die holde Gabe des Gesanges.

Da fesselte den Begeisterten nicht mehr die enge Meerumfluthete Patmos.

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krummacher, Friedrich Adolf,

Parabeln

Bd.: 1.

Wien 1818

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4023 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260848-7